

Émenor  
Welt ohne Schatten

Thomas Nash

### *Buch*

Der Frieden in Émenor endet jäh, als während einer Sonnenfinsternis in der Hauptstadt Eldora rätselhafte Ereignisse losbrechen. Ein mysteriöses Unheil kriecht wie ein dunkler Schatten heran, woraufhin der König vier Auserwählte auf eine Odyssee quer durch die Lande schickt, um der unsichtbaren Bedrohung auf den Grund zu gehen. Während ihrer abenteuerlichen Reise machen sie so einige unerwartete Entdeckungen und nach und nach enthüllt sich vor ihren Augen, welches schreckliche Schicksal auf Émenor wartet – wenn sich nicht alle Völker rechtzeitig zusammenschließen und mit vereinter Kraft dagegen vorgehen.

### *Autor*

Der Filmschauspieler und Drehbuchautor Thomas Nash hat mit „Émenor – Welt ohne Schatten“ einen phantastischen Roman geschrieben, der gleichzeitig sein Debüt im Bereich der Belletristik darstellt. Schon immer fasziniert vom Erzählen großer, epischer Geschichten hat es viele Jahre gebraucht, um die Welt von Émenor zu erschaffen und aufs Papier zu bringen. Mehr über den Autor im Anhang in seiner Biographie. Besuchen Sie Thomas Nash auch auf [www.thomasnash.at](http://www.thomasnash.at)  
[www.imdb.me/thomasnash](http://www.imdb.me/thomasnash)  
[de.wikipedia.org/wiki/Thomas\\_Nash\\_\(Schauspieler\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Thomas_Nash_(Schauspieler))

# Émenor

Welt ohne Schatten

Thomas Nash

Roman

Impressum:

© 2023 Thomas Nash

Coverdesign: © Ink and Magic Books

Illustration Landkarte: © Benny Nero (bennynero.com)

Illustration Sanduhr: © Kati Zambito (zambitokati.com)

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors: Buchschmiede von Dataform

Media GmbH, Wien

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at) - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99152-676-6 (Softcover)

978-3-99152-675-9 (E-Book)

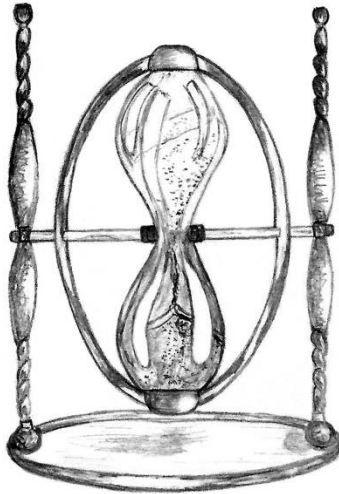


Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*Für alle Begeisterte der Fantasy.  
Und solche, die es noch werden.*



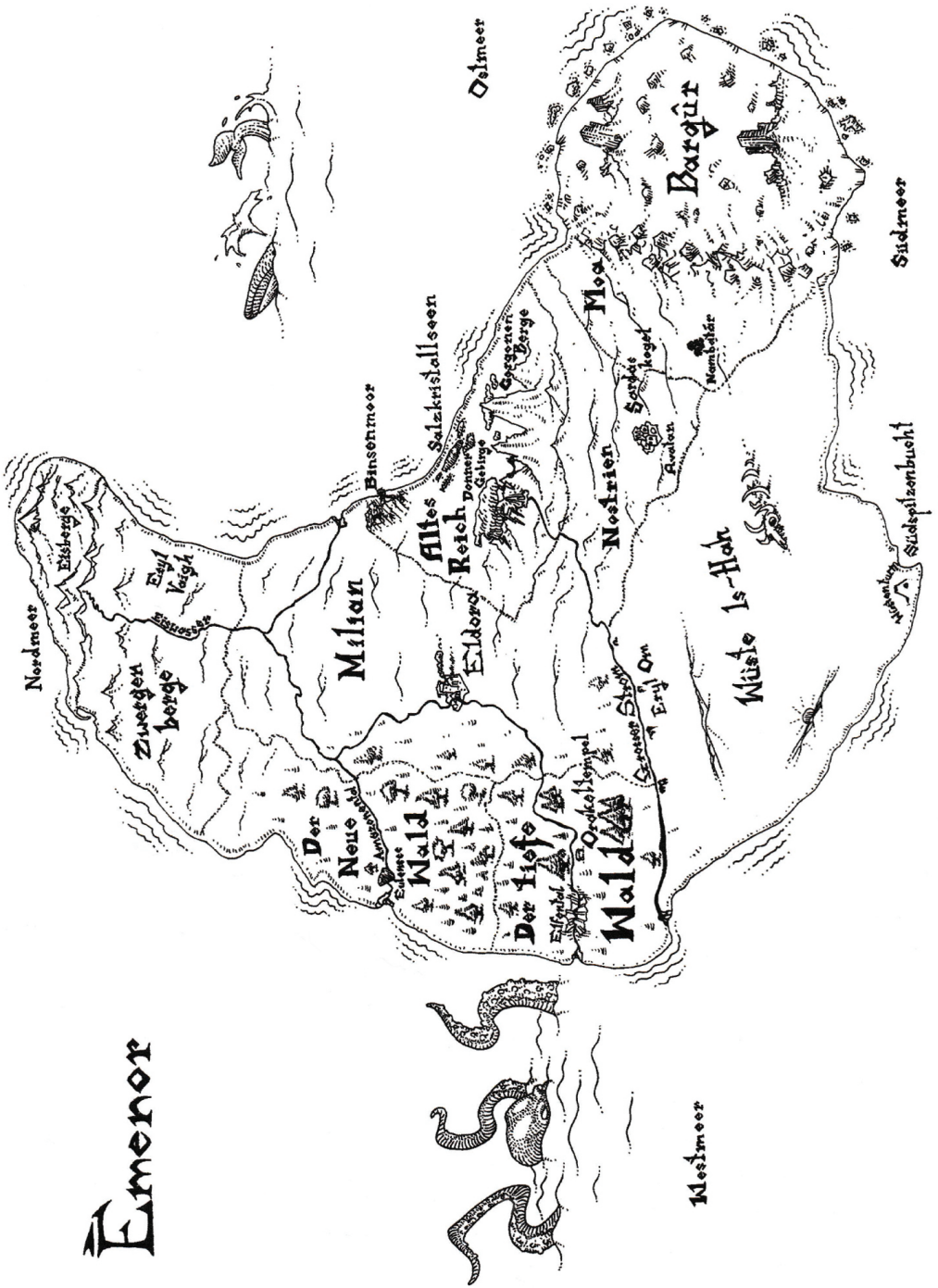
*Wenn das Stundenglas das Oberste zuunterst kehrt, dann hat etwas seinen Lauf genommen, dass die Welt verändern wird!*







# Emeror





## INHALTSVERZEICHNIS

KAPITEL 1	SONNENFINSTERNIS	13
KAPITEL 2	DAS STUNDENGLAS	24
KAPITEL 3	DAS ELFENTAL	34
KAPITEL 4	AUF OFFENER SEE	52
KAPITEL 5	DER SPRECHENDE STEIN	63
KAPITEL 6	ZURÜCK NACH ELDORA	70
KAPITEL 7	GROÙE ENTDECKUNGEN	91
KAPITEL 8	DIE TRAUMSPHÄRE	121
KAPITEL 9	GEFÄHRLICHE WEGE	130
KAPITEL 10	EIN UNTERIRDISCHES LABYRINTH	155
KAPITEL 11	DAS GEHEIMNIS DER ZEIT	208
KAPITEL 12	ZOAN	216
KAPITEL 13	DIE VERGANGENHEIT ÉMENORS	225
KAPITEL 14	DIE TRENUNG	249
KAPITEL 15	ENTLANG DER KÜSTENSTRABE	257
KAPITEL 16	TÖDLICHE VERWUNDUNG	276
KAPITEL 17	AUFRUHR IN ELDORA	297
KAPITEL 18	DIE WAHRSAGERIN	321
KAPITEL 19	DIE MURUXBINGE	340
KAPITEL 20	DIE AMAZONEN	361
KAPITEL 21	VOM DUNKEL BEFALLEN	401
KAPITEL 22	DÜSTERE EINSAMKEIT	410
KAPITEL 23	ÉMENORS HEERSCHAREN	422
KAPITEL 24	IN HÖCHSTEN HÖHEN	479
KAPITEL 25	KRIEG DER SCHATTEN	491
KAPITEL 26	DER GEBRANNTE AMETHYST	532
KAPITEL 27	DAS LAND DES EWIGEN NEBELS	546
KAPITEL 28	DER ÄTHER	555
KAPITEL 29	DAS ENDE UND DER NEUBEGINN	579



## KAPITEL 1

### SONNENFINSTERNIS

**G**leißend und von keiner noch so winzigen Wolke verdeckt schien die hochstehende Frühlingssonne auf Eldora herab, Hauptstadt von Milian und größte Stadt auf dem kleinen Kontinent Émenor. Wüstes Gedränge herrschte auf dem Hauptplatz des ersten Distriktes, der Innenstadt von Eldora, denn nahezu jeder Mensch, Elf oder Zwerg, der hier lebte, wollte dem spektakulären Ereignis einer sich verdunkelnden Sonne beiwohnen, immerhin hatte sich solch ein Phänomen im gesamten Zweiten Zeitalter noch nicht zugetragen.

»Am Sechszwanzigsten des Amazonenmonats im Jahre 1415 des Zweiten Zeitalters, kurz nachdem die Sonne den Zenit überschritten hat, wird sich Lunor, unser Mond, vor ihr Haupt schieben und sie vollständig verdecken, sodass sie für kurze Zeit nicht zu sehen sein und sich die Welt verdunkeln wird!« Bereits vor Monaten hatten die Sterndeuter auf der Magierfakultät von diesem Ereignis gesprochen, Gelehrte, die eine Ausbildung an der hiesigen Institution genossen und sich der Erforschung des Kosmos' gewidmet hatten. Bald hatte sich diese Kunde wie ein Lauffeuer in der gesamten Stadt verbreitet, die Druiden ließen Spezialgläser anfertigen und Kaufleute aller Art witterten das große Geschäft und boten nun ihre Ware zu horrenden Preisen an; wie etwa der sonst acht Silbertaler wertvolle Messingkrug des Gemischtwarenhändlers plötzlich zwei Dukaten kostete, oder das zwölf Dukaten teure Kurzsword des Waffenhändlers mit einem Mal vierzig – allerdings war die Gravur ›Tag der Sonnenfinsternis‹ im Preis inbegriffen. Da war es nur verständlich, dass die weniger wohlhabenden Bürger sich ereiferten, doch die Händler ließen sich auf keine halbherzigen Feilschkompromisse ein, denn das Geschäft auf

dem Hauptplatz lief so fantastisch wie sonst kaum, der Andrang war enorm.

»Zu enorm«, dachte sich ein Zwerg aus dem Zwergenviertel, »zu enorm, als dass der Fischverkäufer etwas mitbekommen könnte!«

Seine Taschen waren bis auf die letzten Kupferlinge geleert, doch sein Magen knurrte und von dem ungeschliffenen Rubin, den er Tage zuvor einem der billigsten Edelsteinanbieter abgekauft hatte – es war ihm unmöglich zu widerstehen, er musste ihn einfach haben und nun war sein Geldbeutel leer –, konnte er sich schließlich nicht ernähren.

»Ein Zwerg braucht ordentlich etwas zu essen, um genügend Kraft und Ausdauer für das schweißtreibende Schmiedehandwerk aufzubringen«, rechtfertigte er sich in Gedanken, bevor in einem Moment dichtesten Gedränges und turbulenten Gezänks seine muskelbepackten Arme nach dem vierzehn Kilo schweren Wulstbarsch griffen und ihn flott aus der obersten Kiste des pausenlos beschäftigten Fischhändlers zogen. So geschickt der Zwerg allerdings im Feilschen war, das Stehlen lag ihm nicht und noch ehe er den Barsch fest in den Händen hielt, schnappte der Verkäufer, der längst ein Auge auf ihn geworfen hatte, nach einem Massivholzknüppel und schlug heftig auf ihn ein. Der erste Hieb traf ihn auf der Schulter, der zweite streifte seinen Rücken, dann war er in der Menschenmenge verschwunden.

»Haltet den Dieb!« rief der Händler, aber die umstehenden Bürger sahen dem Zwerg nur verdattert nach. »So haltet ihn doch!«

Ein Büttel hatte die Rufe gehört und folgte der Aufforderung des Verkäufers, kam mit Stock und kurzem Schwert und eilte dem Langfinger nach.

»Aus dem Weg! Aus dem Weg!« rief er immer wieder in die drängende Menge, doch der Hauptplatz war so vollgestopft, dass ein Ausweichen fast unmöglich war.

»Schnappt den Dieb, er hat mir meinen größten Barsch gestohlen!«

»Sollen wir dem Büttel helfen?« fragte ein junger Mann seine Großmutter, die beide das Geschehen mitverfolgten.

»Sei nicht albern!« meinte sie kopfschüttelnd und legte ihm ihre knochige Hand auf die Schulter. »Lass ihn das machen, falsches Heldentum bringt dich nur in unnötige Gefahr. Der Wachmann wird den

Kurzbeinigen schon einholen und morgen sehen wir ihn dann mit der Mistkarre durch die Gassen fahren und sie säubern.«

Straßenreinigung, das war die von König Attisan angeordnete Strafe für Diebstahl, Falschspiel und ähnlich leichten und mittelschweren Delikten und das wusste der Zwerg auch, was ihn zu höchster Fluchtleistung motivierte. Ohne auf Umstehende zu achten quetschte er sich ungehobelt durch die Masse, vorbei an hageren Buchhändlern die mit alten Folianten, bebilderten Abecedarien und gebundenen Sammelwerken über ferne Gestirne brillierten, vorbei an Barbieren und Nägelschleifern, an Töpfern mit ihren reichverzierten und sündhaft teuren Keramikschalen und an Wahrsagern und Handlesern, deren Warteschlange bis in die hintersten Stände der Drogisten und Kräuterkrämer reichten.

»Pass doch auf!« rief einer der Wartenden, als ihn der Zwerg unsanft zur Seite stieß.

»Du Rüpel!« schimpfte ein anderer.

»Kein gutes Omen«, mischte sich eine herausgeputzte Dame hinter ihnen ein, die dermaßen viel Rosenöl versprühte, dass es den Anschein erweckte, als hätte sie darin gebadet. »Wenn Ihr vor dem Handlesen angerempelt werdet, dann deutet dies darauf hin, dass keine lange Zukunft vor Euch liegt.«

»Was redet Ihr da? Ihr seid nicht die Seherin, also seid still!« ging der Angesprochene auf Gegenwehr.

»Ihr werdet noch staunen«, beharrte die Dame, als auch sie unerwartet niedergestoßen wurde.

»Macht Platz!« hatte der Büttel gerufen, bevor er in sie hingelaufen war und sich weiter zu den Drogisten durchrang, denn dort hatte er den Zwerg das letzte Mal erblickt.

Schmunzelnd half der Mann der Dame auf, die entsetzt den Schmutz von ihrem sauberen Kleid wischte. »Eure Zukunft scheint auch nicht besonders rosig!« spöttelte er.

»Das ist alles Eure Schuld!« schimpfte sie unfreundlich zurück.

Der Wachmann hatte inzwischen Verstärkung angefordert, doch diese wollte ihm nicht zu Hilfe eilen.

»Lass doch den Langfinger!« meinten sie, »Wir müssen zusehen, dass wir die Menge von der Bühne wegbekommen, Halim wird jederzeit mit seiner Akrobatentruppe eintreffen!«

Halim war der größte und beliebteste Schaubühneninszenator in Eldora, ein gebürtiger Moe, dunkelhäutig und ständig guter Laune, mit einem Hang zu epochalen Werken. Er wurde von König Attisan engagiert, mit den Artisten und Gauklern eine atemberaubende Aufführung abzuhalten, und zwar genau während der Sonnenfinsternis. Seine letzte Inszenierung war ein dreistündiges Monumentalstück über den Zweiten Orkkrieg in den Jahren 606 bis 715, jene Zeit, in der die Menschen nahezu ein Jahrhundert als Sklaven verbracht hatten und die dazu geführt hatte, dass nach der Vertreibung der barbarischen Orks bis auf die drei Dörfer Ándena, Weihdorn und Brack alle weiteren aufgelassen und eine einzige große Stadt mit dicken Stadtmauern in Milian gegründet wurde: Eldora.

»Ich bekomme zwei Dukaten, wenn ich den Zwerg einfange!« Der Büttel ließ sich nicht abbringen. Obwohl ihn seine Mitstreiter mit der Verfolgung des Diebes im Stich ließen, gab er nicht auf, selbst als er sich eingestehen musste, dass er ihn aus den Augen verloren hatte, denn mit einer Körpergröße von ein Meter und zwanzig war der Zwerg längst im Meer der Menschen und Elfen untergetaucht.

Mehr als einmal wollte dem Dieb der glitschige Fisch entgleiten, weshalb er ihn fest umschlossen in seinen Armen hielt und versuchte, auf möglichst geschicktem Weg dem belebten Hauptplatz zu entweichen. Schnell huschte er unter dem Stand eines Kräuterhändlers hindurch, doch sein enormer und vollbuschiger Bart verfang sich in einer lockeren Schraube des hölzernen Gestelles und riss es mit. Krachend stürzte der ganze Stand zusammen, die Kräuterkisten fielen kopfüber zu Boden, Alraunwurzeln, Schafgarben und Gefleckte Gauklerblumen landeten auf dem schmutzigen Backsteinpflaster, Morcheln wie die Totentrompete oder der seltene und blau schimmernde Fransenpilz gerieten unter die trampelnden Füße und wurden zertreten und teure Elixiere, allen voran Phiolen mit gepresstem Auendistelsaft oder hochpotenten Extrakten des Sagenkrautes zerbrachen und hinter-



ließen sofort einen wohlriechenden, doch in dieser Konzentration zu heftigen Geruch.

»Bei allen Bärten!« fluchte der Zwerg und machte sich so schnell er konnte aus dem Staub. Der Büttel hörte den Lärm und nahm die Verfolgung wieder auf, jagte ihm erbarmungslos hinterher, dabei wäre er fast in die Stichflamme eines dunkelhäutigen Feuerspeiers aus Moa gelaufen, der mit dieser Attraktion bereits eine ganze Schale voller Silbertaler eingenommen hatte.

»Das kostet mich zwei Wochen Gassensäuberung!« stöhnte der Dieb und sah zu, den lästigen Ordnungshüter schnellstens loszuwerden. Weshalb konnte er nicht wie all die anderen Wachmänner auf der Stadtmauer postieren und nach unerwünschten Streunern Ausschau halten? Oder den anderen Stadtbütteln dabei helfen, die große Bühne auf dem Hauptplatz von der Menschenmenge freizumachen, immerhin war Halim gerade dabei, seine Jongleure und Akrobaten in bunten und engen Kostümen auf die Bretter zu schicken.

»Zwei Wochen, wie unangenehm! Jeder könnte mich sehen und verspotten! Aber ich habe nun einmal Hunger und keinen Heller mehr. Bei allen Bärten, lasst mir doch diesen einen Fisch!«

Allein, der Wachmann dachte nicht daran, er jagte ihn quer durch die Werkstätten der Hufschmiede, durch Hinterhöfe schmieriger Kaseschemmen und brautüchtiger Schenken bis hinauf in den Nordosten zum Silberquell, einem magischen Teich inmitten des dritten Quartiers, wo die Heilkundigen und Druiden lebten.

»Jetzt habe ich dich!« rief er, denn er wusste, dass die Zwerge nie die Kunst des Schwimmens erlernten und hier, am nördlichen Ende des zweiten Distriktes, trat die Eiswasser aus dem Kanal, der Dieb konnte nur zwischen Fluss oder magischem Teich wählen – oder sich ergeben.

Just in dem Moment begann sich die Umgebung zu verfinstern. Stück für Stück schob sich der Mond vor die strahlende Nachmittagssonne, eine schwarze Sichel bildete sich. Dieses Phänomen wollte sich selbst der Büttel nicht entgehen lassen, er ließ den Zwerg entkommen. Verschwitzt und keuchend zog er die von den Druiden angefertigten Spezialgläser hervor und hielt sie sich vor die Augen, mit ihnen konnte er

bedenkenlos in die helle Sonne blicken, ohne zu erblinden. Nicht jeder Einwohner Eldoras war in den Genuss gekommen die gefragten Glanzstücke zu erstehen, rasch waren sie ausverkauft und die aus schwarzem Achat modellierten Linsen verlangten auch nach einem Preis, den nicht jedermann berappen konnte.

Trotz hitziger Gemüter im dichten Gewimmel am und rund um den Hauptplatz wurde es unversehens ruhig, nur die Gaukler schlugen ihre Räder auf der Bühne – ziemlich umsonst, wie sich Halim eingestehen musste, denn die Zuschauer widmeten augenblicklich ihre volle Aufmerksamkeit der langsamen Verdunkelung des Himmelsgestirns.

Ein Staunen ging durch die Menge, während alles ringsum stiller und stiller wurde. Die Vögel hörten auf zu zwitschern, die Pferde jedoch fingen nervös zu schnauben an. Der Mond schob sich immer tiefer vor die Sonne, die bald nur noch zur Hälfte und schließlich bloß als Sichel zu erkennen war. Ein großer Schatten legte die Stadt in ein seltsames Halbdunkel, es wurde merklich kühler, ein leichter Wind ächzte durch die verlassenengassen. Einigen begann zu frösteln, so manchem sträubte sich trotz Beisammenseins auf engstem Raum das Haupthaar. Es war spektakulär und seltsam zugleich.

König Attisan, Regent der freien Völker Émenors, der 1398 die Krone entgegengenommen und seitdem auch die Obrigkeit über Milian und dessen Hauptstadt Eldora innehatte, stand mit seinem Gefolge etwas abseits der Volksmasse auf der nach Norden zum Schloss führenden Hauptstraße an der Grenze zum zweiten Distrikt, hoch erhoben auf einem dunkelbraunen Ross von majestätischer Statur. Auch er wollte diesem Jahrtausendereignis beiwohnen, ungeachtet dessen, dass sein Hengst gleichwohl wie viele andere Pferde ob des als wider natürlich empfundenen Phänomens in Unruhe verfiel. Vier Jahreszeiten gab es für gewöhnlich, beginnend mit dem Winter, und Schneeschmelze nannte man den Frühling oder Zeit der sprießenden Natur, doch ein Spektakel von solcher Seltenheit verlangte nach einer fünften Periode: Helios taufte die Gelehrten die vierzig Tage andauernde Sonderzeit, die den letzten Frühlings- und den ersten Sommermonat überlagerte.

Die blass gewordene Sonne quetschte ihr dämmriges Licht eben noch am Rand Lunors vorbei, dann verlosch auch der letzte wärmende Strahl und der dunkle Mond schob sich gänzlich vor ihr Haupt. Eine Korona aus mattem Weiß umspannte das runde Schwarz und über Eldora zogen sich die Schatten zusammen. Die Luft am Hauptplatz war trotz der eingetretenen Frische klamm und bedrückend, der leichte Wind säuselte eine verhängnisvolle Botschaft durch die Gassen und als ob das wenige am Boden liegende Laub seine Worte vernehmen konnte, begann es in den schwachen Böen einen unruhigen Tanz. Das Reiben der vertrockneten Blätter auf den Pflastersteinen hinterließ ein schabendes Geräusch und vermischte sich mit dem nervösen Schnauben der Einhufer; neben Halims Gaukelspiel das Einzige in dieser urplötzlichen und staunenden Stille. Tief grub sich der lange Schatten Lunors in die Stadt, geisterhaft wirkten die Silhouetten der Mauern im fahlen Schein. Dunkel war es geworden, doch ein gespenstisches Dunkel war es, weder hell wie der Tag noch finster wie die Nacht.

Mitten in dieses schummrige, schattenlose Zwielficht und das ungewohnte Schweigen der sonst so lauten Stadt schallte plötzlich ein kreischendes Geräusch. Es kam vom Himmel und klang wie ein Todeschrei, im selben Augenblick bäumte sich das Ross des Königs auf und ritt wie vom Blitz getroffen zurück zum Schloss. Die versammelten Bürger drehten sich erschrocken nach ihm um, die Gefolgsleute galoppierten dem Szepterträger hinterher.

»Was kommt uns dort am Himmel entgegen?« rief ein Elf und deutete nach oben. Etwas näherte sich mit rasantem Tempo dem Hauptplatz. Angestrengt starrten alle empor, bis es eine erkennbare Form annahm.

»Es ist ein Bergadler, einer der höchstfliegenden Greife!« erkannte ein anderer Elf, wenige Augenblicke später schmetterte der Vogel mitten in die Menge und erschlug einen Eldoraner. Der Schock saß tief.

»Seht!« brüllte plötzlich ein Druide und als die Versammelten ihre fassunglosen Blicke von dem erschlagenen Eldoraner ab- und dem Himmel zuwandten, traten ihre Augen vor Schreck aus den Höhlen. Wie aus dem Nichts stürzten Hunderte von Vögeln herab und kamen direkt auf den Hauptplatz zu. Das Volk geriet in Panik und zerstreute

sich in alle Richtungen, wie schwere Steingeschosse wuchteten die Greife auf Eldora nieder.

Es waren Vögel von enormem Umfang und einer Flügelspanne von bis zu drei Metern, Bergadler die für gewöhnlich so hoch flogen, dass sie mit freiem Auge nicht mehr zu sehen waren. Ihre massigen Körper fetzten Löcher in die Giebel der Häuser, zermalmten die Stände der Krämer und Gemüsehändler, prasselten auf die schreienden Eldoraner nieder. Wer sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte, wurde erbarmungslos zu Boden geschlagen. Die Pferde gingen durch und rissen aus, jene, die in Stallungen untergebracht waren, wieherten in Todesangst und stießen mit ihren Hufen gegen die Türen ihrer Boxen, so lange, bis diese aufbrachen und sie davongaloppieren konnten. Die ganze Stadt versank in heillosem Chaos. Die Menschen und Elfen flüchteten unter die nächstbesten Überdachungen, doch sie waren auch dort nicht in Sicherheit, denn immer mehr Vögel durchbrachen Firste, Gauben, Walme, weshalb viele Unterschlupf in den weit aus robusteren Schmieden suchten. Quer durch die Straßen hetzten von Panik gepackte Pferde und weder die Stallknechte noch die Abdecker, die in Eldora nicht nur für die Beseitigung von Kadavern zuständig waren, sondern auch für das Einfangen herrenloser Tiere, dachten auch nur im mindesten daran, sie zu ergreifen. Einige der Rosse sprangen vor Verzweiflung in die mitten durch Eldora fließende Eiswasser und wurden in die Kanalisation geschwemmt, denn vom nördlichen zweiten Distrikt bis hinunter in den südlichen siebten verlief das Flussbett unterirdisch. Binnen kürzester Zeit waren die Backsteinpflaster des Hauptplatzes von Leichen übersät, die Körper der aufgeschlagenen Vögel hatte es zerrissen, dazwischen sanken Menschen, Elfen und Zwerge tödlich getroffen nieder.

Jene Dame, die dem Eldoraner in der Warteschlange vor der Handleserin eine kurze Lebensspanne vorausgesagt hatte, war zur Hälfte von einem Gaul begraben worden, ihr Bein eingeklemmt. Laut rief sie um Hilfe, während rings um sie herum ein Fluchtier nach dem anderen aufklatschte. Sie konnte sehen, wie zwei der Akrobaten in zehn Schritt Höhe auf einem Holzturm festsaßen und nicht herabklettern konnten, da ein Adler die Leiter zerstört hatte. Verzweifelt versuchte sie unter

dem schweren Pferdeleib hervorzukriechen, aber ihr Schenkel war gebrochen und schmerzte bei jeder Bewegung unsäglich.

Ein Hüne von fast zwei Metern Größe vernahm ihren Hilferuf und ritt ohne zu zögern hinaus auf den offenen Hauptplatz, um sie zu befreien. Es war Tarik, einer der wenigen am Hofe des Königs ausgebildeten Krieger. Als er vom Sattel sprang konnte selbst er, ein ausgezeichnete Reiter, sein Ross nicht davon abhalten, wiehernd davonzustieben. Vor der Bühne wurde es von einem niederwirbelnden Greif getroffen und gegen den Holzturm geschleudert, die Pfosten brachen, rechtzeitig sprangen die beiden Akrobaten vom Hochsitz und rollten sich geschickt ab, bevor der Turm am blutdurchtränkten Steinboden zerschellte.

Tarik griff unter den Widerrist und hob den Rücken des toten Gauls an, sodass die eingeklemmte Frau herausrobben konnte. Dann nahm er sie hoch und trug sie eilig unter einen Dachvorsprung.

Langsam kroch die Sonne wieder auf der anderen Seite des Mondes hervor. Das schaurige Dämmerlicht verflüchtigte sich und der letzte Vogel prallte auf den Hauptplatz, bevor sich die helle Sichel zu einem runden Ball aufblähte und die Dunkelheit vollends verdrängte. Bald war der Himmel wieder klar und blau, frische Luft kam auf, Wärme kehrte zurück. Der Anblick aber, den die Stadt bot, war ernüchternd: Der Hauptplatz glich einem Massaker, Federn lagen in der ganzen Stadt, rotes Blut floss zwischen die Backsteine der Straßen und rann in die Gossenläufer. Im Zaubergarten rund um die Magierfakultät im vierten Quartier waren ganze Beete an Heilpflanzen zerstört worden, auch der Giebel der großen Bibliothek hatte Schaden genommen, die Dächer der Artistenschule im östlichen, achten Viertel waren von den Einschlägen ruiniert. Auf den Turmzinnen des Schlosses lagen zersprungene Vogelkörper und das Wasser des in der Mitte des zweiten Distriktes stehenden Adorionspringbrunnens hatte sich rötlich verfärbt. Die Zwergengegend im westlichen, sechsten Quartier und die Wohngebiete in den südlichen Distrikten waren nahezu verschont geblieben, doch auch hier lagen Federn, die der Wind verstreut hatte, und Pferdeleichen trieben aus der Kanalöffnung; sie waren ertrunken,

als sie in die Eiswasser gesprungen und von ihrem reißerischen Strom in den unterirdischen Wasserlauf mitgezogen worden waren.

Druiden, Heilkundige und Magier strömten von allen Teilen der Stadt herbei, um sich um die Verwundeten zu kümmern. Auch die junge Frau, die Tarik gerettet hatte, wurde von zwei Heilern in ein Lager gebracht. Dem Zwergendieb jedoch konnte keiner mehr helfen, ein Bergadler hatte ihn nahe des Silberquells zu Boden geworfen, ausgestreckt und mit gebrochenem Genick lag er neben dem Vogelrumpf, unter sich den gestohlenen Wulstbarsch begraben. Büttel kamen mit einer Trage, luden den toten Dieb auf und begruben ihn am Friedhof im neunten Distrikt, zuvor gesegnet von einem Kleriker.

So verfahren sie auch mit all den anderen Menschen, Elfen und Zwergen, die Opfer dieses unerklärlichen Schreckensereignisses geworden waren. Den Bütteln zur Seite standen jene Straftäter, die ihre Frist als Stadtreiniger noch nicht abgearbeitet hatten. Die Säuberung musste schnell vonstattengehen, um eine Seuche zu verhindern. Um die verendeten Tiere kümmerten sich vor allem die Abdecker, doch auch gemeine Bürger, die heil davongekommen waren, halfen mit, die Leichen der erschlagenen Pferde abzutransportieren, Karren wurden vorgefahren und mit ihnen beladen. Die Unterkünfte der Zwerge im Zwergenviertel waren zwar nur an die zwei Meter hoch, doch im Unterschied zu vielen anderen Hütten und Häusern aus festen Ziegeln erbaut, weshalb sie die geringste Zertrümmerung erfuhr. In den anderen Gegenden Milians hingegen gab es für die Handwerker und Baumeister nach der Katastrophe alle Hände voll zu tun.

Tarik galoppierte von Viertel zu Viertel, um die aufgebrachten Bürger zu beruhigen. Die Gefahr sei vorbei, jetzt hieße es zunächst einmal, so schnell als möglich die Verwundeten zu versorgen und die Verschiedenen zu begraben; wer Hilfe benötigte, bekam von ihm Unterstützung.

Tarik hatte ein edles Gemüt. Er war ein großer, tapferer Krieger mit langen, dunkelblonden Haaren und kräftigem Oberlippenbart. Sein muskulöser Körper und seine starken Arme konnten problemlos einen Zweihänder führen, jene breiten und wuchtigen Schwerter, die ausnahmslos von Kriegern und Amazonen beherrscht wurden. Er gehörte zu den wenigen Kriegern Eldoras, die noch nach der alten

Tradition am Hofe des Königs zu einem solchen erzogen wurden, ähnlich seinem Bruder Eran, der im Gegensatz zu Tarik seine Ausbildung noch nicht abgeschlossen hatte. Deren Vater Ardor war bis zu seinem Tod ein gefürchteter Kämpfer gewesen und ihre Mutter Jisila stand Ardor um nichts nach. In früheren Zeiten war der Andrang der Bewerber für den Kriegsdienst groß gewesen, seit die Orks jedoch vertrieben und die Trolle ausgerottet worden waren und es kaum noch Feinde in Milian gab, ging der Zustrom zurück, altehrwürdige Krieger wie Tarik gab es in Eldora keine mehr, gemeine Wachmänner und Reservisten dafür zuhauf.

»König Attisan wünscht Euch zu sprechen!« sagte ein Reiter, der scheinbar bereits eine Weile nach Tarik gesucht hatte und ihn im südlichen Viertel der Stadt vorfand, wo er den um ihre verstorbenen Verwandten trauernden Menschen Beistand leistete. »Er sagt, es sei von äußerster Dringlichkeit.«

»Ich werde gleich bei ihm sein«, antwortete Tarik und vergewisserte sich, dass sich die Kleriker um die Kummervollen kümmerten.

»Ich muss auch einen Zwergenkrieger namens Borlox aufsuchen, ihn wünscht der König ebenfalls zu sprechen. Habt Ihr ihn vielleicht gesehen?«

»Er ist mir nicht bekannt«, verneinte Tarik.

»Immer dasselbe mit den Kurzbeinigen. Aber was rede ich da, ich bin noch viel zu aufgebracht«, sagte der Reiter, zog ein Tuch aus der Satteltasche und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er setzte sein Pferd in Trab und ritt davon. Tarik sah ihm nach, dann machte er sich auf, um Attisans Befehl Folge zu leisten.

## KAPITEL 2

### DAS STUNDENGLAS

**W**ild flatterte das Banner Émenors auf dem Turm Schloss Eldoras, eine goldene Krone mit vier Zacken auf dunkelblauem Hintergrund, ein Symbol für die vier freien Völker des Kontinents, die Elfen, die Zwerge, die Menschen und die Amazonen.

»Sie alle werden aufgerüttelt!« prophezeite eine Wahrsagerin.

Tarik trabte an ihr vorbei, die Hufe des Pferdes klapperten hell auf der Pflasterstraße. Auf den Backsteinen klebte das eingetrocknete Blut der zersprungenen Greifenkörper, das rot schäumende Wasser des goldenen Adorionbrunnens war übergetreten und eine rutschige Pfütze hatte sich um ihn gebildet. 1096 war er von König Laymos erbaut worden, zu Ehren des Waldelfenkönigs Adorion, der Eldora von 949 bis 1096 regiert und schließlich abgedankt hatte, um das Amt im Elfental zu übernehmen.

Schon von weitem konnten die Wachen Tarik herannahen sehen, sie öffneten ihm das Tor in den Arkadenhof. Schloss Eldora befand sich im Norden auf einer Anhöhe, die von einer Mauer umgeben war, nur erreichbar über die vom Süden heraufführende Hauptstraße. Dem gewöhnlichen Volk war der Zutritt verwehrt, eine persönliche Einladung des Königs musste vorgewiesen werden, um Einlass zu erhalten. Tarik sprang von seinem Pferd, ein Stallmeister führte es am Zügel über den Hof in den Burgstall. Von zwei Bütteln begleitet, betrat Tarik das Schloss. Er kannte sie gut, die marmornen, glitzernden Fliesen auf dem Boden und die runden und prunkvoll verzierten Säulen der hohen Empfangshalle, in der jeder Schritt nachklang. Linker Hand befand sich der Eingang in den Salon, geschmückt mit großen Lustern und Hunderten Kerzen, oft hatte Tarik an dem langen, ovalen Holz-



tisch gespeist. Zur rechten, knapp vor der weißen Treppe, die Tarik ansteuerte, prangte eine Eisentür im Gemäuer. Sie war verriegelt, ihr Schloss hatte klebrigen Staub angesetzt und die Angeln waren eingeroftet, denn seit mehr als dreihundert Jahren war sie nicht mehr geöffnet worden. Sie führte hinab ins Verlies zu den Gefängnissen, die von der Halbfelkenkönigin Alimiana im Jahre 1112 zugesperrt wurden. Zuvor waren Diebe in den Kerker geworfen und Mörder erhängt worden, doch Alimiana rang ein neues und milderes Gesetz der Ahndung von Straftaten durch. Fortan wurden Schwerverbrecher aus Eldora verbannt, andere Straffällige wie Falschspieler oder Betrüger mussten in den Dienst der Öffentlichkeit treten und die Straßen reinigen, je nach Art des Vergehens bloß ein paar Tage oder mehrere Monate.

Tarik stieg die weiße Treppe empor und gelangte auf einen Flur, der ins Schlafgemach Attisans sowie zu einer Menge Kemenaten für Bedienstete führte, zudem gab es im nordöstlichen Teil einen Saal für Besprechungen, gleich neben einer Veranda, von der aus man über die Zinnen der schützenden Mauern in die südlichen und östlichen Stadtteile blicken konnte.

Eran, Tariks Bruder, war in diesen Stunden dazu beordert worden, auf der Ostwehr zu postieren und mit anderen Wachen das Geschehen im dritten Viertel zu observieren, denn die Druiden dort brachten Bergadler, die es nicht völlig zerrissen hatte, in Schubkarren in eine Untersuchungsstätte, vorbei an den zahlreichen, duftenden Gärten und dem Silberquell; jenem angelegten Teich, dessen magisches Wasser für die Zubereitung von Heiltinkturen und Zauberelixieren verwendet wurde. Wenn Eran sich herumdrehte – was ihm untersagt war, er aber dennoch hin und wieder tat – dann blickte er in den großen Hof des Schlosses, an dem täglich Übungskämpfe stattfanden und der zum östlichen Stöckel führte, ein Nebengebäude, welches überwiegend als Rumpelkammer für veraltete Gegenstände diente. Der Hof war über eine Wendeltreppe zu erreichen, die ihn umgebenden Schutzmauern über drei Ausgänge: eine im Norden, eine im Westen und eine im Osten.

Attisan wartete im Thronsaal auf Tarik, der größten und prunkvollsten Halle des gesamten Schlosses. In seiner hinteren Ecke gab es eine Geheimtür unter einer mächtigen, marmornen Fließe, die in den

Gold- und Dukatenspeicher der Burg führte, von der jedoch nur wenige Bedienstete wussten. Die Büttel begleiteten Tarik hinein, Attisan saß bereits auf seinem goldenen Sitz am Ende des langen, roten Teppichs. Die Schritte ertönten laut in dieser hohen Halle mit reich verziertem Kuppeldach. Zwölf edle Säulen flankierten den Teppich und die Fenster zu beiden Seiten waren lang und schmal und in verschiedenen Farben, sodass buntes Licht wie ein Kaleidoskop hereinschimmerte. Die Abendsonne stand schon tief und floss wie ein tiefroter Feuerball durch die Westfenster, die Säulen warfen gespenstisch langgezerrte Schatten.

Der König galt als heißblütig, aber gerecht und er wurde allgemein als respektabel anerkannt. An die sechzig Jahre war er und graues Haar zierte sein Haupt, doch in den Krieg ziehen konnte er noch immer, wenn die Situation danach verlangte. Er trug eine rote Robe mit weißem Fellbesatz, auf seinem Kopf saß die Morionkrone und in der Hand hielt er das Szepter der Macht, während zur Rechten ein edel gefertigtes, goldenes Schwert lag.

»Tarik!« rief Attisan mit rauer Stimme, der Name hallte in dem langen Saal nach. »Bitte! Setzt Euch zu uns.«

Er deutete mit der Hand auf den Kreis aus Stühlen vor seinem Thron. Auf diesen saßen bereits ein Magier und ein Elf, zwei weitere waren noch frei. Als Tarik Platz nahm, betrat der Zwerg Borlox den Saal und gesellte sich auf des Königs Befehl ebenfalls dazu.

Tarik musterte die anderen. Der Magier war von schlankem Körperbau und trug einen weinroten Umhang, darunter leichtes, dunkles Gewand. Alt sah er aus, aber weise, und seine grauen Augen funkelten unter den buschigen, weißen Augenbrauen. Ein dichter Vollbart zierte sein Gesicht und machte ihn erhaben und mächtig, eine starke Aura ging von ihm aus. In der Hand hielt er einen Zauberstab und an einigen Fingern hatte er fein geschliffene Ringe übergestreift, die ihre Farben je nach Licht zu verändern schienen. Der Elf wiederum sah athletisch und sehr groß aus, größer noch als Tarik. Sein langes, schwarzes Haar hatte er zu einem Zopf zusammengebunden und seine dunklen Augen leuchteten, ein leises Lächeln umrahmte die hohen Wangen, er schien einer von der gutmütigen Sorte zu sein. Ein grüner

Mantel lag wie angegossen über seinem bestickten Samthemd und eine goldene Kette mit Amulett schmückte Elsurions Hals. Borlox war dafür das genaue Gegenteil, klein und kurzbeinig, breit und muskulös. Er hatte einen gedrungenen Körperbau, einen großen Kopf mit dichtem, rotem Haar und ein mächtiger Vollbart umrandete sein wettergegerbtes, kantiges Gesicht. Er sah mürrisch drein und Tarik vermutete, dass Borlox wie die meisten Zwerge zu launischen Ausbrüchen neigte.

Der König stieg vom Thron herab. »Seid begrüßt! Ich bin froh, dass ihr meinem Befehl so schnell Folge leisten konntet, denn der Grund dieser Versammlung ist nicht unbedeutend. Ihr seid euch noch nicht bekannt, deshalb werde ich euch untereinander vorstellen: Der weise Magier hier zu meiner Rechten ist Meister Mirandus. Sein Alter täuscht über seine Mächtigkeit hinweg. Meister Mirandus wohnen Kräfte inne, die Berge versetzen können.«

Mirandus verneigte sich.

»Zu meiner Linken habe ich Borlox. Niemand schwingt die doppelseitige Streitaxt so scharf wie dieser Zwerg. Mit einem Hieb kann er Bäume fällen, und nicht nur Buchen, sondern richtige Eichen.«

Borlox fühlte sich geschmeichelt und bestätigte: »In der Tat.«

»Vor mir hat Tarik Platz genommen, der letzte große Krieger Eldoras. Er führt den Zweihänder genauso treffsicher wie ein Langschwert oder die Lanze. Tarik versteht das Handwerk der Kriegskunst meisterhaft.«

Tarik stand auf und verbeugte sich kurz.

»Und das ist Elsurion, einer der wenigen Elfen im Dienste des Szepeters. Seine Magiebegabung ist vor allem in den Heilkünsten unverzichtbar und seine langen Beine machen ihn zu einem beachtlich schnellen Läufer. Er ist ihm Schwertführen sehr bewandert und er beherrscht den Bogen mit mehr Geschick als selbst König Adorion zu seiner Zeit, wiewohl auch jener die Kunst des Pfeilschießens bewundernswert auszuführen vermochte.«

Elsurion erhob sich und lächelte.

»Nun fragt ihr euch sicherlich, weshalb ich ausgerechnet euch zu mir befohlen habe und was denn mein Anliegen sei. Nur Geduld! Vorerst muss ich euch etwas zeigen.«

Attisan holte eine Schatulle hervor, öffnete sie und zog ein merkwürdiges Objekt heraus. Es hatte die Form einer unterarmgroßen Sanduhr mit verschiedenfarbigen Trichtern, der eine durchsichtig, der andere verschleiert und grau. Borlox erkannte sofort, dass es sich dabei um feingeschliffenen Bergkristall handelte. Um die Sanduhr herum verlief vertikal ein bronzener Ring, der in der Mitte zu beiden Seiten von Trägern gehalten wurde, die auf einem Tablett befestigt waren. Von diesen Trägern führten zwei Stangen zur Mitte der Sanduhr und hielten sie in der Senkrechten. Grauer, feiner Staub rieselte Körnchen für Körnchen vom durchsichtigen Trichter in den verschleierten Kristallkolben darunter.

»Das ist das Stundenglas«, erklärte Attisan. »Es befindet sich seit mehr als zwei Jahrhunderten im Besitz der Könige. Damals, im Jahre 1200, als das Orakel auf mysteriöse Weise verschwand – ihr habt hoffentlich davon gehört – nahm König Tharos dieses scheinbar wertvolle Relikt an sich. Was auch immer es bedeuten musste, es war kostbar genug, dass es das Orakel zeit seines Lebens bei sich im Tempel hatte. König Tharos ließ nach ihrem Verschwinden ihre Weihstätte einige Zeit lang bewachen, doch das Orakel kehrte nicht wieder, weshalb er das Stundenglas in der Fakultät der Magier untersuchen ließ. Meister Mirandus, Ihr wisst doch bestimmt darüber Bescheid?«

Mirandus hob den Kopf. »Nichts Genaueres konnte in Kenntnis gebracht werden, wohl aber, dass es sich bei dieser Uhr um ein Artefakt handeln muss, welches vor Jahrtausenden erschaffen wurde. Vielleicht von den Hochelfen, vielleicht noch früher. Was seine Rolle betrifft, so befürchte ich, dass es Hinweise auf eine Bedrohung gibt. Und mir scheint, das Stundenglas hat sich gedreht.«

Mirandus betrachtete die Sanduhr eindringlicher, ohne sich von seinem Platz zu erheben. Die beiden Trichter und der sie umlaufende Bronzering hatten sich kopfüber gestellt. Der Magier wies die anderen darauf hin.

»Ihr erinnert Euch gut, Meister Mirandus, wo Ihr das Stundenglas doch zuletzt vor über zweihundert Jahren gesehen habt. Tatsächlich lag all die Zeit der verschleierte Kolben noch obenauf, nun hängt er unter dem klaren. Es war mir heute, zur gleichen Zeit als Lunar die Sonne verdeckte, als würde etwas mit dem Stundenglas nicht rechtens

sein und als ich vorahnend ins Schloss zurückritt und es hervorholte, da sah ich, wie es gerade dabei war, sich herumzudrehen – wie ein mechanisches Uhrwerk, langsam, aber unaufhaltsam. Als der verschleierte Trichter die tiefste Position erreichte, rastete der Ring ein und der graue Staub begann in den unteren Behälter zu rieseln, so wie ihr es eben erblicken könnt.«

Mirandus bat, das Stundenglas in die Hand zu nehmen. »Eine rätselhaftige Aura geht von ihm aus«, meinte er, »schwer durchschaubar. Verwirrend. Die astralen Muster sind komplex und ändern sich mit jedem Lidschlag. Es zu erfassen ist unmöglich.«

»Hat dieses Machwerk etwa mit dem unerklärlichen Vogelsturz während der Sonnenfinsternis zu tun?« fragte Elsurion.

»Nicht unmittelbar«, vermutete Mirandus. »Aber es sprang darauf an. Wie schon vorher erwähnt, weist es womöglich auf ein Unheil hin, eine Bedrohung, in welcher Art auch immer.«

»Das sagte ich bereits«, fuhr der König dazwischen, »und wir müssen herausfinden, wie ernst diese Angelegenheit tatsächlich ist. Der Absturz der Greife jedenfalls ist ein Vorfall, den es noch nie gab in Émenor und worauf weder Mensch, Elf noch Zwerg eine Antwort kennt. Mag sein, dass die Tagesfinsternis den hochfliegenden Adlern den Verstand geraubt hat, doch wenn selbst die Druiden, die das Verhalten der Tiere sehr gut kennen, sprachlos sind, dann müssen wir dieser Sache auf den Grund gehen.«

Stilles Schweigen trat ein.

»Was wisst ihr über den Sprechenden Stein?« fragte Attisan seine vier Gäste.

Elsurion machte ein überraschtes Gesicht. »Der Sprechende Stein in der Wüste Is-Hah? Ja, davon habe ich gehört. Er wurde vor Jahrhunderten von segelnden Elfen entdeckt. Er soll uralte und weise sein und keine Witterung kann ihn zerstören. Der Legende nach war er eine Schöpfung der Hochelfen.«

»Oder der Wesen vor ihnen«, meinte Mirandus. »Selbst die Elfen konnten ihn lange Zeit nicht zum Sprechen bewegen. Führt er gar ein Eigenleben jenseits unserer sprachlichen Verständigung?« fragte der Magier in die Runde.

»Es gibt ein antikes Pergament, auf dem ein Spruch festgehalten wurde, den eine Elfe im Jahre 1204 übersetzte, der da lautet:...« Attisan entrollte einen vergilbten Papierbogen und las: »*Fallet der Staub, lebet der Fels.*«

König Tharos konnte während seiner Herrschaft mit den Translationen der in einer unbekanntem Sprache geführten Worte des hochbejahrten Steins nichts anfangen. Selbst die Waldelfen waren sich in der Deutung nicht einig. Unzählige Interpretationen entstanden, doch die des Jahres 1204 war die letzte und wohl genaueste. Danach geriet die Existenz des weisen Steins zusehends in Vergessenheit.

»Fallet der Staub, lebet der Fels«, wiederholte Attisan lautstark. »Ein Narr muss ich sein, diese Botschaft heute falsch zu deuten. Nichts anderes kann es heißen, als dass der seltsame Greisenfels sein faules Mundwerk aufmacht, wenn der Staub hier drin im Stundenglas zu rieseln beginnt. So muss es wohl gemeint sein und bei meinem Szepter schwöre ich: Es ist so gemeint! Womit wir bei dem Auftrag wären, den ich für euch habe. Beunruhigend sind die Dinge, die heute geschahen. Tatenlos können wir nicht bleiben und es obliegt uns herauszufinden, was es mit all dem auf sich hat. Ich möchte, dass ihr vier zusammen den Sprechenden Stein aufsucht.«

»Was?« schallte es aus Borlox heraus. »Mit einem Elf soll ich auf Reisen gehen? Niemals! Niemals werde ich mit einem Spitzohr Seite an Seite durch die Länder streifen.«

»Legt Eure zwergische Sturheit ab und seid mir ein gehorsamer Untertan, Borlox!« befahl Attisan.

»Ich wandere nicht mit Elfen um die Welt.« Borlox verschränkte die Arme und schaute trotzig.

»Macht Euch keine Gedanken, Herr Zwerg«, sagte Elsurion freundlich zu ihm. »Ich werde nicht mitkommen.«

»Das höre ich gern.« Borlox war zufrieden, seine Arme lösten sich.

»Was soll das heißen?« fragte Attisan Elsurion erbost und blickte den Elf harsch an.

»Mein König, nur ein Stück weit werde ich mit Tarik, Mirandus und Borlox gehen. Bis ins Elfental. Dort wohnt eine Elfe, die ich sehr gut kenne, Melina. Sie scheint für diese Reise weitaus geeigneter als ich, denn sie ist die Schnellste des Waldes und dazu noch überaus talen-

tiert. Sie kann jagen wie kein anderer, schwimmen wie ein Fisch und flink sein wie ein Wiesel. Sie übertrifft mich in jedwedem Können.«

Attisan wurde wütend. »Was soll die Honigschmiererei? Glaubt Ihr, ich erkenne Eure Absichten nicht? Feige wollt Ihr Euch aus der Angelegenheit herausstehlen, Elsurion! So hätte ich Euch nicht eingeschätzt!«

»Feige mag es klingen, doch sehe ich meine Aufgabe viel mehr darin, aufzudecken, was hier in Eldora geschehen ist. Ohnehin habe ich vor, die Gruppe bis ins Elfental zu begleiten. Lässt sich Melina nicht überreden an meiner statt mit ihnen in die Wüste Is-Hah weiterzusegeln, so werde ich es tun. Ihr kennt Melina nicht, aber vertraut mir, sie ist die geschickteste Elfe weit und breit und hochbegabt. Wenn Ihr wollt, schicke ich Euch ihren Bruder Forion vorbei, ein Freund von mir. Er wohnt hier in Eldora und er kennt seine Schwester genauso gut wie ich.«

Attisan dachte kurz darüber nach. »Mir ist dieser Forion nicht bekannt, er könnte mir alles erzählen. Auch drängt die Zeit, wir müssen handeln!«

Er pausierte, schien abzuwägen. Dann fuhr er fort: »Ich nehme Euren Vorschlag an, selbst wenn Ihr Eigensinn walten lässt. Immerhin, ich bin Eures Sanftmutes kundig, Elsurion, schließlich dient Ihr mir bereits seit vielen Jahren. Vielleicht ist es doch besser, dass Ihr Euch hier in Eldora nützlich macht.«

Des Königs Gesinnung wandelte sich schlagartig.

Borlox mischte sich ein: »Ich habe doch bereits gesagt, mit einem Spitzohr reise ich nicht.«

»Ich werde wirklich unbeherrscht ob diesen Starrsinns!« qualmte Attisan.

Mirandus brachte sich nun zu Wort: »Ich denke Borlox' Beharrsamkeit rührt daher, dass er nicht darüber informiert ist, was es mit dem Sprechenden Stein auf sich hat. Ich will es ihm erklären.«

Der Magier wandte sich an Borlox und teilte ihm mit, dass jener uralte Fels nur dann sein Wissen zum Besten gibt, wenn ihn Mensch, Elf und Zwerg vereint berühren. Dies hatten die Zauberer der Magierfakultät bei der letzten großen Untersuchung im Jahre 1111 zufällig her-

ausgefunden; Vertreter aus allen drei großen Völkern müssen beisammen sein.

Für Borlox klang das eher nach einem Mythos, er schien nicht überzeugt.

»Ist der Sprechende Stein wirklich eine Schöpfung der Hochelfen«, übernahm Elsurion, »dann scheint mir ihre Absicht klar: Kein Volk Émenors sollte in der Lage sein, sich seiner weisen Stimme alleinig zu bedienen.«

Tarik, der die ganze Zeit still dasaß, rührte sich. »Auch ich bin ein wenig überrascht über diesen Auftrag und auch ich finde es ungewöhnlich, mit einem Elf, einem Zwerg und einem Magier in die Wüste Is-Hah zu reisen, wo ich doch sonst mit einem Gefolge von einem Dutzend Reitern losziehe. Wenn es allerdings wahr ist, was Elsurion sagt, so ist es unsere Pflicht, in vereintem Beisammensein diesen Stein zu befragen.« Er wandte sich an Borlox. »Außerdem, mein starker Freund: Wer erschlägt denn die mächtigen Oger und die gefährlichen Raubtiere, wenn nicht wir zwei? Ein Elf ist schnell und kann fliehen. Ein Magier kann zaubern, andererseits geht seine astrale Energie irgendwann zur Neige. Ein tapferer Krieger oder ein wackerer Zwerg aber stellt sich dem Feind Auge um Auge, und niemand schwingt die Waffen so gekonnt wie wir; ich das Schwert, Ihr das Beil.«

Er wusste, wie er Borlox schmeichelte. Der zwirbelte an seinem Bart, dann blickte er auf seine doppelschneidige Streitaxt, die fest in seinem Beckengürtel steckte.

»Mein Beil setzt bereits Rostflecken an. Ein Abenteuer könnte nicht schaden. Aber mit einem Spitzohr?« Er blickte zu Elsurion, dieser lächelte sanft zurück.

»Wir Elfen und Zwerge sehen uns als zwei grundverschiedene Völker, doch zumindest in einem sind wir gleich: Wir lieben beide die Freiheit.«

Attisan erhob sogleich seine Stimme: »Nun denn, Borlox, Sohn von Gummox und Urma, beweist, dass Ihr Eures Stammes würdig seid! Nicht umsonst habe ich Euch, den stärksten aller Torins, zu mir gerufen. Der Weg nach Is-Hah ist gefährlich und Ihr seid unerlässlich für diese Aufgabe.«



Borlox hatte sich entschieden. »Wann sollen wir aufbrechen?«

Der König war zufrieden. »Morgen früh, wenn die Sonne noch tief im Osten steht. Die Pferde werden schon gesattelt sein.«

»Ein Zwerg kann nicht reiten!« empörte sich Borlox.

»Setzt Euch zu mir. Ich bin leicht und mein Ross ist kräftig«, meinte Mirandus.

Borlox' Begeisterung hielt sich in Grenzen. Einen Zwergenkaufmann, den er kannte, hatte es einmal vom Pony geworfen, mitsamt Handbruch. Und Borlox war schon damals der Überzeugung gewesen: »Reite nur, wenn es nicht anders geht. Die eigenen Beine tragen einen besser als jeder Gaul.« Jetzt war er selbst an der Reihe.

»Ich entlasse euch nun«, beendete Attisan die Unterredung. »Stärkt euch und genießt euren Schlaf, zum Wüstenturm ist es ein weiter Weg. Für Ausrüstung und Proviant sorgt das Haus des Königs. Wir dürfen keine Zeit schinden denn es ist nicht abzuschätzen, wie lange die Laufdauer der Sanduhr hält und was uns erwartet, wenn das letzte Körnchen durch den Hals gefallen ist.«

Er klopfte mit seinem Szepter drei Mal auf den Boden und zwei Büttel kamen herein, um die Gäste hinauszubegleiten.

Das Tageslicht war bereits zur Hälfte hinter den westlichen Büheln verschwunden. Immer noch lag ein eigenartiger Beigeschmack in der Luft, ein Hauch von Bedrohlichkeit und ungewohnter Stille. Die Bürgersteige waren bis auf die Straßenkehrer und dem städtischen Hilfsdienst leer, die Märkte und Barbieri geschlossen, der Lärm von Hammer und Amboss in den Schmieden blieb aus. Den Eldoranern saß der Schreck noch tief in den Knochen und Menschen wie Elfen beklagten Verluste. Immer wieder bog ein Schubkarren voll toter Vögel ins Druidenviertel zur Nekropsie ab.

»Morgen beginnt eine lange Reise«, sagte Mirandus zu Tarik, Borlox und Elsurion. »Erholt euch von diesem absonderlichen Tag, wir werden unsere Kräfte brauchen.«

Mit diesen Worten trennten sich die vier.

## KAPITEL 18

### DIE WAHRSAGERIN

**S**üdosten war die Richtung, die Mirandus einschlagen musste, um nach Avatan zu gelangen. Er stieg die Ebene hinab bis zu einem schmalen Pfad, der sich abwärtsschlängelte und um die senkrechten Felsblöcke herumführte. Als er an einen Ort kam, von dem er über das weite Nostrien blicken konnte, setzte er sich auf einen moosbedeckten Stein und schloss die Augen. Er kehrte in sich, blendete die Umgebung aus und richtete den Fokus auf seinen Geist.

Er begann mit einer Form der Ferntelepathie. Dieser Zauber gelang nur Meistern der Magiekunst, denn die Gedankenübertragung war ein schwieriges Unterfangen und mit großer mentaler Anstrengung verbunden. Mirandus schickte eine Bitte an Uur, zu den südlichen Ausläufern der Gorgonenberge zu galoppieren, um ihn von dort abzuholen. Er wies seinem Gaul den Weg und teilte ihm mit, den Großen Strom über die Hauptverbindungsstraße zwischen Eldora und Avatan zu überqueren, denn dort gab es eine Brücke. Sodann sollte Uur nach Norden traben und sich an der Waldgrenze des Alten Reichs nach Osten wenden, wo er in ein Tal gelangen würde und Mirandus ihn erwarte. Der Magier hoffte, dass sein behufteter Freund noch am Leben war, schließlich hatte er ihn seit dem Aufstieg auf das Donnergebirge nicht mehr zu Gesicht bekommen und Oger hausten dort ja so einige. Aber eigentlich machte er sich keine Sorgen, denn er wusste, dass Uur sehr gut allein in der freien Wildbahn zurechtkam.

Die Telepathie zu seinem Ross erforderte hohe geistige Leistung und kostete Mirandus reichlich astrale Energie. Sie hatte ihn erschöpft; etwas zu viel, wie er meinte, denn für gewöhnlich durfte ein so harm-

loser Zauber aus der Gruppe der Eidetik nicht solch ein Schwächegefühl hervorrufen, wie er es jetzt empfand.

Wie dem auch war, der darauffolgende Abstieg ließ den Magier wieder munter werden. Mühsam kämpfte er mit dem steilen und gefährlichen Hang. Spitze Felszacken lugten aus dem Boden, schroff und scharfkantig, der Untergrund gab sich oftmals rutschig. Immer wieder brachen ganze Steinplatten ab und polterten bergab und der Steig wies mit jedem Schritt ein immer größeres Gefälle auf. Schließlich senkte sich der Weg derart, dass er ohne Kletterzeug nicht mehr bezwingbar war und Mirandus nur die Umkehr blieb. Er fand nach längerem Herumirren einen Saumpfad, der ihn weiter nach Südosten brachte, wo er noch vor Einbruch der Dunkelheit ein geeignetes Plätzchen unter einem Überhang für den nächtlichen Schlaf fand.

Die Ruhe, die er brauchte, wollte ihm nicht gegeben sein. In düsteren Bildern träumte er von Trollen und Ogern in eisernen Plattenpanzern, als gäbe es eine versteckte Armee von ihnen in den Bergen des Alten Reichs. Marterndes Klagen drang aus deren Höhlen, und als sich plötzlich ein Menschenfresser über Mirandus beugte und seinen mächtigen Streitkolben schwang, schreckte der Magier aus dem Schlaf. Das Klagen fand nicht nur in seinem Traum statt, es war auch nach dem Erwachen zu vernehmen. Er rieb sich die Augen und stand auf, um dem fernen Geheul zu lauschen. Schrill klang es und grauenvoll und kam von den Harpyien, die ihre Schlangenherrin betrauerten und ihr Lamento im ganzen Gorgonengebirge verbreiteten, doch das wusste Mirandus nicht.

Am nächsten Morgen fühlte er sich etwas matt.

»Diese Massive scheinen verflucht zu sein!« meinte er und folgte seinem Pfad, der jäh vor einer breiten Schlucht endete.

Um auf die andere, etwas tiefer liegende Seite zu gelangen, wo der Weg weiterführte, blieb Mirandus nichts anderes übrig, als sich zu teleportieren. Da seine Astralenergie, die sich über Nacht wieder etwas aufgeladen hatte, hierfür noch ausreichte und dem Zauber auch kein dichtes Material wie Stein, Granit oder Erde im Weg stand, gelang ihm der Teleport ohne größere Schwierigkeiten und er war nicht gezwungen, seine Kleidung abzulegen. Zehn Meter durch die Luft

kosteten ihn auch nicht allzu viel magische Kraft, doch wollte er dennoch sparsam mit ihr umgehen.

Er materialisierte sich auf der anderen Seite der Schlucht und schritt den Weg weiter ins Tal hinab. Mit etwas Geschicklichkeit gelang es ihm, einen schnellen und sicheren Pfad aus den Nebeln der hohen Berge zu finden und ohne weitere Schwierigkeiten in die Niederungen hinabzusteigen. Nur noch eine Nacht musste er im verhassten Gorgonengebirge verbringen und er spürte schon die Vorfreude, diese unglückselige Region bald hinter sich zu haben.

Wie schon die Nacht zuvor schlief Mirandus auch diesmal schlecht. Er träumte von einem einsamen Baum, der in einer Wüste stand und dessen verdorrte Zweige traurig bis in den Sand hinabhängen. Es war Tag, aber ein endlos langer, dichter und schwarzer Wolkenschleier spannte sich über das Firmament und verfinsterte die trockene Ebene. Mirandus wanderte durch diese leblose Einöde und begegnete dem Baum, der ihn um Wasser bat. Der Magier nahm eine Karaffe heraus, öffnete sie und wollte Stamm und Äste bespritzen, doch die Tropfen verwandelten sich augenblicklich zu feinem Staub, der sogleich im Winde verwehte. Der Baum seufzte und sprach vom Untergang allen Lebens. Er beklagte sich, dass er selbst zu stark und mächtig war, weshalb er dazu verdammt wurde, langsam und grauenvoll in der Dürre zu verenden. Seine früheren Freunde, die kleinen Kakteen, waren unter dem aschfarbenen Himmelsdunst binnen kürzester Zeit zu Staub zerfallen und mussten nicht diese leidvolle Phase über sich ergehen lassen wie er. Wie einfältig war er doch, sich dem Zerfall zu widersetzen, wie entsetzlich musste er nun dafür büßen. Er gab dem Magier den Rat, sich lieber dem Schicksal zu beugen, statt dagegen anzukämpfen. Der Tod würde kommen und ihn holen, egal wie sehr er sich auch wehrte.

Abermals riss Mirandus eine Kaskade kreischender, dissonanter Stimmen aus dem Schlaf. Diesmal kamen die Laute von ferner her. Die Jeremiade dauerte genauso lang wie nachts zuvor, dann trat die übliche Stille ein.

»Was für eine unselige Gegend!« schimpfte der Magier benommen.  
»Sie bewirken die maladesten Träume.«

Am Morgen des nächsten Tages durchzog ein üppiges Grau die schweren Berge. Der Nebel war so geschwollen und klumpig, dass Mirandus kaum seine Hand vor Augen sehen konnte und klebrige Nässe auf der Haut spürte, die ihn frieren ließ. Hinzu kam, dass ihm der bizarre Traum Kopfweh bereitete und weiter in seinen Gedanken herumspukete. Was wollte er ihm mitteilen? Welche Botschaft lag darin? Und was sollte die Szenerie mit den Ogern aussagen?

»Dieser verwunschene Ort ist mir wahrlich nicht geheuer«, fluchte Mirandus.

Für gewöhnlich schlummerte ein Zaubermeister seines Ranges ruhig und erholsam, da musste schon etwas Größeres im Gange sein, dass es möglich war, seine schützende, astrale Barriere so weit zu durchdringen, dass Alpdrücke wie jene der Nächte zuvor Einzug in seinen Geist finden konnten. Außerdem fragte er sich, woher diese schrillen Heultiraden kamen, die ihm so sehr den Schlaf zu rauben schienen.

Er verspürte eine Art Schwäche, die er nicht von sich kannte. Wurde er vielleicht doch nicht vollständig von den Sporen des Staubbovistas gereinigt?

»Vermutlich habe ich mich nicht genügend auskuriert«, rätselte er und nahm einige Körnchen jenes Granulates ein, welches Zoan ihm mitgegeben hatte; für den Fall, dass sich Pilzsporen, die tiefer in den Körper eingedrungen waren, hartnäckig festgesetzt hätten.

Mirandus gelang es noch vor Einbruch der Dunkelheit, das Tal zu erreichen. Er ließ seinen Blick über die Niederungen schweifen und pfiß drei Mal kräftig, und zu seiner Freude erhielt er ein altbekanntes Wiehern als Antwort. Uur hatte die telepathische Bitte empfangen und sich sofort auf den Weg ins südliche Alte Reich gemacht.

»Da bist du ja!« lachte der Zauberer und strich seinem treuen Vierbeiner über den Kamm.

Uur sah kräftig und gut ernährt aus, der Sattel war noch dran. Mirandus schwang sich auf und ritt in schnellem Tempo bis in die Nacht hinein. Er gönnte sich erst eine Pause, als er die Grenze zu Nostrien erreicht und das schauerliche Alte Reich hinter sich gelassen hatte. Wie Zoan in den Gorgonenbergen leben konnte, war ihm ein Rätsel.

Auch diesmal fiel Mirandus in einen grimmigen Traum, wo er einen unwirschen Feuerberg hochstapfte, während Rauch und Asche um den Gipfel kreiste. Seine Füße waren in Ketten und er schleppte mühsam eine schwere Eisenkugel hinter sich her. Je steiler es bergauf ging, desto heftiger zerrte das Gewicht an seinen Fesseln.

Als Ur ihn früh am Morgen weckte, hob sich die Sonne gerade über den Rand der östlichen Hügel; Zeit, die Reise nach Avatan fortzusetzen. Im Ritt bräuchte Mirandus nicht länger als zwei Tage, denn das Ross war schnell und ausdauernd. Sie mussten nach Süden, quer durch die hügelige Landschaft Nostriens.

Das nostrische Reich hatte keine Wälder, nur vereinzelt fanden sich Gruppierungen von Bäumen und Sträuchern vor, gelegentlich zierte auch eine mächtige Eiche die Kuppe eines Hügels. Zur Verdorbenen Ebene hin wurde die Vegetation karger, die sattgrünen Wiesen des Nordens wichen dem struppigen Steppengras des Südens, auch waren die Bühel an der Grenze zum Alten Reich viel höher als die flachen Erhebungen im südöstlichen Teil. Obwohl es von den Gorgonenbergen aus keine Straße nach Avatan gab, kam Mirandus zügig voran. Ur schien es ohnehin mehr Spaß zu machen, in der weichen Erde der Weiden zu traben als auf den gepflasterten Reitwegen.

Es war so um die Mittagszeit, als sie an einem Rudel scheinbar schlafender Wölfe vorbeikamen. Ur wollte gleich einen weiten Bogen um sie machen, doch Mirandus wunderte sich, denn um diese Uhrzeit stand bei diesen Tieren für gewöhnlich kein Nickerchen an der Tagesordnung. Es kostete ihn einiges an Überzeugungskraft, Ur dazu zu bringen, sich dem Rudel vorsichtig zu nähern. Seine Annahme bestätigte sich: Die Wölfe ruhten nicht, sie waren dahingeschieden. Noch strahlte Wärme von ihren schattenlosen Körpern aus, der Eintritt des Todes konnte also nicht lange her sein. Was Mirandus ebenfalls stutzig machte, war die Tatsache, dass man Wölfen üblicherweise im Norden Milians und den Zwergenbergen begegnete, nicht aber im warmen Nostrien.

Er hatte den Eindruck, dass sich die Natur seit geraumer Zeit seltsam verhielt. Er blickte zur Sonne empor, die hell herunterbrannte, als würde er eine Erklärung suchen. Vor seinen Augen flimmerte es,

dann sah er etwas blitzen. Es dauerte nur einen kurzen Moment und er konnte nicht erkennen, woher es kam. Die Strahlkraft der Sonne wurde ihm zu anstrengend, er senkte die Augen, doch die Farben der Landschaft hatten sich verändert. Sie waren matter und lebloser, und plötzlich begann es Mirandus zu drehen und er fühlte eine seltsame Schwere. Ohne es zu merken, stürzte er vom Pferd. Ur wieherte überrascht, kniete sich neben ihn und stieß ihn mit der Schnauze an. Allmählich kam der Magier wieder zur Besinnung. Sein Rücken schmerzte vom Aufprall, sein Kopf dröhnte. Zögerlich öffnete er die Lider, erst langsam gewöhnte er sich an das stechende Licht. Er zitterte, als wäre ihm kalt, und seine Zunge fühlte sich taub an. Keine Frage, das mussten die Staubsporen sein; mit Sicherheit wucherten sie bereits in seinem Leib und brachten alles durcheinander. Sonnenhut-extrakt und Pestblütengranulat hatte er nicht bei sich, auch nicht getrockneten Tauenlotus, eigentlich nichts von dem, was ihm Zoan in der Hütte verabreicht hatte. Dessen Feststellung, dass Mirandus völlig vom Pilzbefall befreit sei, war wohl falsch. Nun ja, auch ein Druide kann sich irren.

Mirandus flöbte sich einen starken Ersatztrank aus der eigenen Alchemistenküche ein, ein Gemisch aus Siebentalwurz, Wasserhanf und Fliegenmaul, das allgemein wieder auf Vordermann bringen sollte. Allmählich verspürte er neuen Schwung, dann hievelte er sich in den Sattel und ritt weiter.

Als die dunkle Nacht vom Osten heraufzog und einen heftigen Wettersturz mit sich brachte, hatte Mirandus in etwa die halbe Wegstrecke hinter sich gebracht. Angelehnt an einen schützenden Baumstamm legte er sich ausgelaugt zur Ruhe. Der Schlaf holte ihn binnen kürzester Zeit ein, der Alptraum ebenfalls.

Mirandus stand in einem Hohlraum ohne Türen und Fenster, nur ein Abzug im Plafond sorgte für die notwendige Luftzufuhr. Als er auf seine Arme blickte, stieg Entsetzen in sein Gesicht. Von den Fingerspitzen bis unter die Ärmel überzog eine ekelhafte Schimmelschicht seine Haut. Er warf die Robe ab und sah, dass sein gesamter Leib von grauen und blauen Pilzgeflechten überwuchert war. Panisch griff er sich ins Gesicht und fühlte die weichen, dichten Härchen des Belags

an Wangen und Stirn, und anstelle seines langen, weißen Bartes hingen grünlichgelbe Fäden bis zu den Knien herab. Schließlich zerfiel sein Körper zu einem elenden Haufen abertausender Staubsporen, die sich ineinanderfügten und eine Silhouette bildeten. In der Gestalt des Magiers flogen sie über den Abzug in der Decke davon.

Der Morgen kam frisch und warm, doch Mirandus fühlte sich keineswegs erholt. Das Aufstehen war mühsam und anstrengend, die Augenlider schwer wie Blei. Selbst nach dem bekömmlichen Frühstück verging das leichte Zittern seines Körpers nicht, zudem fand er keinen Geschmack an der guten Pinze, dem Pökelfleisch und den so köstlichen Alraunwurzeln. Es schien, als sei seine Zunge vollkommen taub. Mirandus blickte immer wieder auf seine Hände und Arme, nur um sich zu vergewissern, ob auch alles in Ordnung war. Uur begann sich Sorgen um den Meister zu machen.

Unterwegs nach Avatan fanden sie Massen an Vogelkadavern vor und verendete Hirsche, Elche, Wölfe und Schlangen lagen am Wegesrand; an vielen von ihnen nagten gierig die Geier. Manchmal sah Mirandus Trugbilder von schillernden Sträuchern, welche im nächsten Moment wieder verschwanden, dann wiederum hörte er krächzende Stimmen, die sich letztlich nur als Laute hoch über seinen Kopf kreisender Greifen offenbarten, und seine Nase wollte nicht mehr den herrlichen Galugaflieder riechen, der in den Wiesen blühte, als hätte ein Schnupfen ihm diese verstopft. Hingegen verspürte er Berührungen deutlich intensiver und die Wetterfühligkeit nahm zu. Das Reiten war unbequem, die Sonne stechend grell und die Sommerhitze fast unerträglich, der Schweiß tropfte ihm nur so von der Stirn. Uur andererseits empfand die Temperaturen bloß als milde Wärme.

Als Mirandus am späten Abend Avatan erreichte, war das Stadttor bereits geschlossen.

»Ich bringe eine Botschaft von König Attisan an Gindorf den Statthalter!« teilte er dem Torhüter mit. Seine Stimme klang seltsam hohl und ungewohnt anders.

»Zeigt mir den Brief!« rief die Wache.



Mirandus hatte nichts dergleichen dabei, deshalb steckte er die Schriftrolle mit den Aussagen des Sprechenden Steins durch die Luke. Der Torhüter nahm sie entgegen und überreichte sie einem Büttel, der damit zu Avatans Statthalter eilte.

Während der Magier auf den Einlass wartete, spürte er erneut eine Verstimmung im Körper. Schwindel trat ein. Der Wachmann beobachtete ihn und fragte nach seinem Befinden. Seine Worte tönnten dumpf in Mirandus' Ohren. Er wiederholte die Frage, aber der Zauberer sah nur noch verzerrt dessen Lippen bewegen, und statt einer Frage kam ein leises Hecheln und Scharren aus seinem Mund, so grauenvoll, wie er es noch nie gehört hatte. Ein gleichbleibender, säuselnder Wind erhob sich und vor Mirandus' Augen begannen Silhouetten zu tanzen, dann fiel er vom Pferd.

Der Wächter zögerte zunächst, doch bevor das laute Wiehern Urs die ganze Stadt aufweckte, öffnete er das Tor und holte den Magier herein. Büttel kamen zu Hilfe und sahen, dass Mirandus ohnmächtig war. Sie hievten ihn auf Urs Rücken und führten das Ross zu Ugomé, der bekanntesten Heilerin und Wahrsagerin Avatans. Sie verfügte über außergewöhnliche magische Fähigkeiten, mit denen sie jedes Unwohlsein und jedes Gebrechen aufdecken und in der Regel auch erfolgreich behandeln konnte – wenn der Betroffene rechtzeitig bei ihr erschien.

Ugomé lebte in einem stilvollen Häuschen etwas abseits der großen Marktstraßen in einer schmalen, des Nachts recht finsternen Gasse, in der sich gerne diebisches Gesindel herumtrieb. Avatan war nicht so sicher wie Émenors Hauptstadt Eldora, und auch nicht ganz so sauber. Dennoch, Ugomé schätzten alle, niemand würde es wagen, sie zu berauben oder gar zu ermorden. Ihren Unterhalt bezog sie durch freiwillige Gaben, die ihr die Heilsuchenden zukommen ließen, und diese konnten sich meistens sehen lassen; niemand war spendabler als totgeglaubte Genesene. Eigentlich hatte Ugomé schon Feierabend, doch als sie Mirandus' bleiches und von kaltem Schweiß bedecktes Gesicht erblickte, war ihr klar, dass sie prompt zur Tat schreiten musste, denn dieser Ausdruck war ihr nur allzu bekannt: Sie hatte ihn bereits des Öfteren gesehen. Sie spürte eine mächtige Aura von dem

Magier ausgehen, die sie zu der Annahme führte, dass eine Heilung in seinem Falle noch möglich sein könnte.

»Wieder einer von denen?« fragten die Büttel, als ahnten sie es bereits.

»Ich bezweifle, ja!« seufzte Ugomé.

»Sollen wir ihn auch wegschaffen?«

»Nein, ich nehme ihn auf. Ich spüre eine starke Präsenz und einen eisernen Willen in dem Zauberer. Ich kann ihn behandeln, und wenn er morgen noch lebt, dann weiß ich, dass seine Macht groß ist.«

Zwei Büttel hoben Mirandus vom Pferd und brachten ihn in Ugomés Behandlungsraum. Sie betteten ihn auf dem Krankendiwan und verließen das Haus.

»Berichte uns ehebaldigst vom Ausgang!« sagten sie und nahmen Uur am Zügel. »Sein Ross werden wir einstweilen in einem Stall unterstellen.«

Die Heilerin nickte.

Sie brachten Uur fort, der sich noch einmal schnaubend nach seinem Meister umdrehte.

Ugomé schloss die Eingangstür und machte sich daran, Mirandus' Leib mit einer wohlriechenden Salbe einzureiben. Auf seinen Bauch stellte sie eine schwarze Gemme mit dem Relief der Sonne. Danach zeichnete sie mit den Händen seine Aura nach und murmelte leise und sanft ein paar Worte.

Am nächsten Morgen wurde Mirandus durch das Geräusch eines Aufpralls geweckt. Die Gemme war während des Schlafs heruntergefallen und am Boden zerbrochen. Er blickte sich um und wunderte sich, wie er hierher kam. Wo befand er sich? An den gestrigen Abend konnte er sich nicht mehr erinnern. Er lag auf einem weichen Diwan in der Mitte eines freundlichen Zimmers mit Holzboden, dessen Fenster mit seidigen, blauen Vorhängen zugezogen waren. Zwei kleinere, runde Webteppiche aus Moa zierten die Ecken, an der Wand stand eine Glasvitrine mit einer Menge unterschiedlichster Heilmittel und Kräuter und von der Decke hang eine silberne Spiegelkugel, in der Mirandus sein verzerrtes Antlitz erblickte. Sein Zauberstab lag auf einem kleinen Tisch neben dem Diwan. Ein großes Gemälde in kräftigen

Farben hang hinter ihm, es zeigte eine Frau mit braunen Locken und fülligem, langem Haar. Die Augen waren stechend blau, die Nase spitz, das Gesicht sehr ausgeprägt kantig. Sie trug eine Art braune Robe, deren Ärmel jedoch nur bis zu den Ellbogen reichten, die schmalen Hände mit ihren langen Fingern schwebten über einer blauen Kugel, die vor dem Körper der Frau leuchtete.

»Eine Wahrsagerin!« schoss es Mirandus jäh in den Kopf. In diesem Moment hörte er Schritte, dann wurden die Perlenstricke, die im Türstock hängen, beiseitegeschoben und Ugomé trat herein. Die Ähnlichkeit zwischen ihr und dem Gemälde war unübersehbar.

»Wie geht es dir, Zauberer?« fragte sie mit einem zufriedenen Lächeln. Ihre Stimme klang tief und sonor, sie hatte etwas Weiches und Fürsorgliches.

Mirandus spürte in sich hinein. So wach hatte er sich die letzten paar Tage nicht mehr gefühlt.

»Das will ich meinen!« sagte Ugomé und entdeckte die zerbrochene Gemme auf dem Fußboden. »Das ist ein gutes Zeichen!« Mirandus sah sie fragend an, als sie die Bruchstücke einsammelte. »Sie sind viel schwerer geworden. Du hast eine Menge maliziöser Energie abgegeben. Dein ganzer Leib war verseucht davon.« Sie legte die Scherben in eine schwere kleine Truhe und verschloss sie. »Du hast bestimmt Hunger. Ich habe Frühstück gemacht.«

Während sich Mirandus wusch, schilderte Ugomé ihm, wie er hierhergekommen war. Dann bat sie ihn zu Tisch und aß mit ihm. Sie hatte gut riechenden Schwarzwurztee zubereitet: »Gegen Müdigkeit und Trägheit.«

»Was genau meintest du zuvor mit maliziöser Energie? Schwarzmagie etwa?« Mirandus mampfte an einem Kuchen und blickte sie etwas besorgt an.

»In dir kursiert eine Astralpotenz, die nicht dort hingehört!« antwortete Ugomé. »Geheilt bist du noch lange nicht. Ich weiß auch nicht, ob ich das je kann. Es ist eine Energie, die nicht von dir ablässt. Sie lässt sich nicht vernichten, nur vertreiben, doch ich fürchte, sie wird wiederkommen. Du bist schon sehr lange Träger dieser mir sehr fremden Kraft und ich bewundere deinen Willen, den sie nicht zu bre-

chen vermochte, obwohl mir schien, dass sie das schon eine ganze Weile versucht hatte.«

Mirandus konnte das alles nicht so recht glauben. »Aber wo, und vor allem wie, sollte sie von mir Besitz ergriffen haben? Ich bin ein Elementemeister höchsten Grades, einer der mächtigsten Zauberer Émenors und werde von einer astralen Wand geschützt, die keinerlei Schwarzmagie in meinen Geist und meinen Körper eindringen lässt. Ich bin immun gegen sämtliche Verwandlungs- und Veränderungszauber.«

»Du hast es nicht mit gewöhnlicher Schwarzmagie zu tun«, erklärte Ugomé. »Was auch immer sich deiner bemächtigt hat besteht weder aus Feuer, noch aus Erde, noch aus Wasser oder Luft. Es kommt woanders her, aus den verworrensten Winkeln denkbarer Dimensionen.«

»Woher weißt du das alles?« fragte Mirandus überrascht. Selten hatte er einen Magieunkundigen getroffen, der so viel Ahnung über diese Materie besaß.

»Ich weiß es nicht, ich fühle es. Ich bin eine Wahrsagerin. Ich spüre die Kräfte, die anderen innewohnen, ich kann hellsehen, in die Zukunft schauen. Aus den Einblicken in das, was geschehen wird, erschließt sich mir eine Erkenntnis der Gegenwart. Auf diese Weise gelang es mir, viele Heilsuchende von ihren Leiden zu erlösen, bevor es zu spät war.«

»Dann kannst du mir also auch etwas über meine Zukunft verraten?«

Ugomé stand plötzlich auf und stellte sich ans Fenster. Sie blickte hinaus auf die Straße, deren Backsteinpflaster die kräftigen Sonnenstrahlen reflektierten.

»Ja!« antwortete sie schließlich. »Das kann ich. Aber es wird dir nicht gefallen.«

Mirandus hatte geahnt, dass Ugomé seine Zukunft bereits sehen konnte. Er wollte nichts dem Zufall überlassen. »Ich muss wissen, was auf mich zukommen wird.«

Ugomé geleitete Mirandus in eine dunkle Kammer. Sie zündete rote Kerzen an und bat ihn, auf einem Stuhl Platz zu nehmen. Auf dem Tisch vor ihm stand ein rundliches Gebilde, von einem blauen Tuch

verdeckt, und als Ugomé es herunterzog, kam eine dicke, gläserne Obsidiankugel zum Vorschein, die in einer schwarzen Schale ruhte.

»Leg deine Hände darauf!« sagte Ugomé und Mirandus tat es. Sanft begann das Glas von innen her zu leuchten. Die Wahrsagerin ließ ihre Finger darüberschweben und murmelte mystische Formeln, die dem Magier nicht bekannt waren. Immer heller wurde der Obsidian, immer mehr füllte das blaue Licht den Raum. Dann tauchten Bilder auf; zuerst diffus und vage, wurden sie bald farbiger und schärfer bis deutlich zu erkennen war, wie Mirandus' Geist ziellos in einem Äther herumirrte, in dem nichts als unendliche Dunkelheit herrschte. Schatten sprangen aus der Schwärze und vermengten sich mit ihm, Geister ohne Gesichter und Formen flogen wie leere Hüllen kreuz und quer an dem Magier vorbei. Ugomés Kammer wurde von einem kosmischen Rauschen erfüllt, in das wispernde Stimmen und krächzende Rufe eindringen, die so schauerhaft anzuhören waren, dass sie schließlich einen Schrei von sich stieß und ihre Hände an die Ohren presste. In der Kugel zuckten Blitze, dann verschwand die Szenerie ruckartig, das Blau verlosch, das ursprüngliche Licht kehrte wieder.

Beide, sowohl die Wahrsagerin als auch Mirandus, atmeten heftig. Die Bilder und die furchtbaren Töne hatten ihnen beinahe den Verstand beraubt. Ugomé musste die Kammer verlassen und frische Luft schnappen. Sie öffnete ein Fenster und sah hinaus in den hellen Tag.

Mirandus gesellte sich einige Augenblicke später zu ihr. »Es sind keine Staubsporen, nein! Es ist der finstere Herrscher, der sich meiner zu bemächtigen gedenkt!« begriff er. »Er will meinen Schatten!«

Ugomé drehte sich sorgenvoll zu ihm um. »Du hast gesehen, was geschehen wird. Bald wird auch von dir nur noch dein dunkles Gegenstück als Knecht eines finsternen Übels durch die Unendlichkeit des Äthers reisen, immer auf der Suche nach einem Ziel, kein Anfang und kein Ende.«

Mirandus erinnerte sich an all die unerklärlichen Phänomene, die ihm während seiner Reise seit dem Aufbruch aus Eldora am Siebenundzwanzigsten des Amazonenmonats widerfahren sind. Erlebnisse und Begegnungen rasten ihm durch den Kopf, verschwanden, kamen wieder, und da plötzlich fand er den Ursprung allen Unheils.

»Am Strand!« rief er laut, und es kam so überraschend, dass Ugomé sich schreckte und beinahe eine auf ihrer Kommode stehende Wachsfigur umwarf. »An der Westküste Is-Hahs habe ich in einem Sturm meinen Zauberstab verloren. Aber das war kein Zufall, dahinter steckte eine fremde Macht! Sie sorgte auch dafür, dass ich den Stab wieder finde, inzwischen hatte sie Besitz von ihm ergriffen. Als ich ihn aufhob, schlug sie dann auf mich über. So war es ihr möglich, meine astrale Barriere zu überwinden! Die Meister der Magierfakultät hatten zwar meinen Zauberstab von allen Unreinheiten befreit, aber nicht mich. Weil niemand wusste, dass ich überhaupt befallen bin! Bei allen acht Monaten, wie lange schleppe ich diesen Astralparasit bereits mit mir herum?«

»Viel zu lange!« antwortete Ugomé. »Gestern wäre es fast so weit gewesen. Dein Schatten schläft nicht mehr, Mirandus, er wurde geweckt.«

Für den Zauberer eröffneten sich schlüssige Zusammenhänge. »Mein eigener Schatten war es also, der mich in den Tiefen der Gorgonenberge attackiert hatte. In der Finsternis der Medusahöhle kam er hoch und fiel über mich her! Aufflackern sah ich ihn, gleich darauf spannte sich mein ganzer Leib an und ich erstarrte für einen Moment, als wäre ich paralysiert worden. Danach war alles wieder wie gewohnt. Offensichtlich gelang es ihm nicht, mich zu bezwingen.«

»Dein Schatten hat die gleichen Kräfte wie du, weiser Magier. Noch ist er an dich gebunden und dein Wille zu leben ist sehr stark. Er kann dich nicht ohne weiteres vernichten, doch er wird niemals aufgeben.«

»Wie entmachte ich ihn wieder?« fragte Mirandus.

»Gar nicht! Erst einmal geweckt, kannst du ihn nicht mehr gefügig machen. Er wird sich mit aller Gewalt von dir zu lösen versuchen. Sollte ihm das gelingen, wäre das dein Ende. Du musst daher Vorsorge treffen.«

»Wie?« wollte Mirandus wissen, der endlich Klarheit darüber hatte, was seit dem Vorfall in Is-Hah mit ihm vonstattenging.

»Suche wo immer du bist Lichtquellen auf, sei es die Sonne des Tages oder der Mond der Nacht, eine Fackel, ein Feuer, dein leuchtender Zauberstab. Schlafe wenig und nie zu lange am Stück. Der Schatten schleicht sich über die Traumsphäre in deinen Geist, schläfert ihn ein,

bricht deinen Willen. Sei wach wann immer du kannst und wenn du vor Müdigkeit umzufallen drohst, lege dich am Tage zur Ruh, vermeide die Nacht. Ich werde dir ein Serum mitgeben, von dem du vor dem Zubettegehen ein paar Tropfen schlucken solltest. Es unterbindet deine Träume und verschließt damit das Ohr, durch welches der dunkle Schleier hereinkriecht; du erkennst seine Präsenz an düsteren Gedanken, knechtender Erschöpfung und dem Wunsch, dich ausgiebig auszuruhen. Gib dem niemals nach! Kämpfe dagegen an! Vorsicht aber mit der Arznei, nimm sie nicht zu oft ein und überschreite nicht die Dosis, die ich dir verabreiche, denn ohne deine Träume kann sich wiederum dein Kopf nicht leeren. Die Reize würden ihn überfluten, der Unrat kann nicht weichen, das Ergebnis wäre Wahnsinn. Gönn dir daher regelmäßig innere Einkehr und säubere deinen Geist von tückischem Gedankengut. Ich werde dir auch ein paar Gemme mit auf den Weg geben. Sie ziehen die maliziösen Energien aus deinem Leib, die sich nach einer Weile wieder ansammeln werden. Benutze sie bei Bedarf. Du wirst spüren, wann es an der Zeit ist. Nimm die Gemme und zerbrich sie hernach, wenn sie es nicht von selbst tut. Die Scherben sammle ein und vergrabe sie unter der Erde, am besten in einer dicken Truhe, möglichst abgeschirmt von allem.

Das sind die Ratschläge, die ich auch allen anderen Befallenen erteilte, die mit den gleichen Symptomen zu mir kamen. Viele waren es in den vergangenen Tagen und Wochen, und alle sind sie letztlich ihrem Schatten erlegen. Ihr Geist war nicht geübt, ihr Korpus schwach. Ich hatte die Hoffnung mittlerweile aufgegeben, doch in dir, großer Magier, spüre ich eine Kraft, die diesem Treiben die Stirn bieten könnte.«

Ugomés Konklusion war nicht gerade aufmunternd, Mirandus kam sich vor wie ein dem Tod Geweihter, der sein Schicksal nicht verhindern, nur hinauszögern konnte; wo das Leid nicht weichen würde, im Gegenteil, vielmehr wäre ein Ableben die Erlösung. Er erinnerte sich an den Alptraum mit dem verdorrten Baum, der ihn um einen Schluck Wasser bat und nur Staub bekam: Welch bitteres Schicksal musste dieser erdulden, er, der sich dem unausweichlichen Zerfall widersetzt hatte, während seine Artgenossen längst im Seelenreich Frieden fanden. Für Mirandus war eine solche Aussicht inakzeptabel.

»Ich werde deinen Rat befolgen, aber ich werde es nicht dabei belassen«, meinte er entschlossen. »Was ist das für ein Leben, wenn ich tagaus tagein gegen einen inneren Widerstand zu kämpfen habe? Letztendlich wird es mich zermürben und der Schatten wird siegen. Nein, Ugomé, ich werde das Übel an der Wurzel packen und mich der dunklen Gewalt entgegenstellen!«

Die Wahrsagerin nahm Mirandus' Hand und begutachtete seine Lebenslinie. »Dein Wille ist eisern, deine Macht enorm. Ich begrüße deine Tapferkeit, doch alleine wirst du untergehen. Du brauchst Verbündete, Verstärkung, und selbst dann ist der Ausgang mehr als ungewiss.«

»Ich bin hierhergeritten, um den Statthalter von dieser heraufziehenden Finsternis in Kenntnis zu setzen. König Attisan wird die Krieger Eldoras zum Kampf aufrufen und die Zwerge uns bestimmt zu Hilfe eilen, ebenso die Elfen und Amazonen, wie ich hoffe, und alle werden sie nach Avatan kommen, um dann weiter nach Bargûr zu marschieren. Dort mobilisiert der dunkle Fürst sein Schattenheer, dem wir mit Feuer und Schwert entgegentreten müssen. Wir beugen uns nicht dem Untergang!«

Ugomés Augen flackerten auf. Es war das erste Mal, dass sie eine leise Hoffnung verspürte.

Der Nachmittag stand tief ins Haus, als Mirandus Gindorf aufsuchte. Die Hauptstadt Nostriens hatte im Zentrum einen Marktplatz, umgeben von Schenken und Tavernen. Die ärmeren Bürger wohnten am Rande nahe der Stadtmauer in schäbigeren Unterkünften entlang unbeleuchteter Gassen, die Wohlhabenderen hatten ihre Häuser im Stadtkern; sie fielen durch das glänzende Weiß der geputzten Fassaden auf, oft zierte auch ein goldig schimmernder Fries das Traufgesims. Manche Bauwerke waren rund und hatten ein silbernes Kuppeldach, dies war das Zuhause reicherer Moen.

Im Zentrum fanden die Einwohner alles, was sie benötigten, selbst die Bürger aus den äußeren Vierteln kamen zum Einkauf hierher, denn in den schmalen und an manchen Stellen arg heruntergekommenen Straßen entlang des Mauerrings hatte kein Krämer seinen Laden stehen. Hier im Kerngebiet ragte auch der imposante Verwal-



tungssitz in all seiner Pracht in die Höhe, ein reich vergoldeter Rundbau mit zwei Stöckeln zu den Seiten, zu denen jeweils ein begehbarer Trakt führte. Darüber hinaus konnte man das gesamte Gebäude in einer Kolonnade umrunden. Das massive Kupferdach, dessen oberste Spitze mit einem schimmernden Rubin besetzt war, wurde von zwölf gewaltigen, teils marmornen, teils goldenen Säulen gestützt. An Tagen, an denen sich am Himmel keine Wolken zeigten und die Sonne den Rubin bestrahlte, fiel ein hellroter Lichtstreifen auf den liebevoll arrangierten Ziergarten, in dem allerlei Blumen blühten. Das hohe, runde Eingangstor lag im Süden, wo Mirandus durch einen Arkadenhof über weiße Treppen ins Innere gelangte, das mit einem Fußboden aus weinroten Kacheln aufwartete.

Gindorf empfing seinen Gast mit großer Freude, denn er kannte den Elementemeister bereits, vor einigen Jahren waren sie sich zum ersten Mal begegnet. Der Statthalter war von lebenslustigem Charakter, etwas korpulent vielleicht und mit kleinem, auffällig getrimmtem Bart, jedoch eine angenehme Erscheinung und stets in leichtes, weißes Gewand gehüllt. An seiner Seite führte er einen Säbel, zudem besaß er ein Monokel, welches er zum Lesen hervorholte und vor das rechte Auge klemmte.

»Meister Mirandus, wie schön, Euch unter den Lebenden zu sehen! Gestern soll es Euch sehr schlecht ergangen sein, Ugomé nahm sich Eurer an? Wie ich sehe, ist sie eine wahre Koryphäe auf dem Gebiet der Heilkunst.«

»Da stimme ich Euch zu, Statthalter Gindorf. Beinahe hätte ich die Schwelle des Lebens überschritten. Aber, sagt mir, wie ist Euer Befinden? Steht alles zum Besten?«

Gindorf lachte. »Wisst Ihr, mir selbst geht es hervorragend. Ich fühle mich exzellent. Das einzige, was mein Hochgefühl ins Schwanken bringt, sind die mysteriösen Erkrankungen, die sich so manch ein Avataner die letzten Wochen zugezogen hat. Ugomé war rund um die Uhr beschäftigt, denn die anderen Heiler und Druiden dieser Stadt konnten nichts Abwegiges an den Leidgeplagten feststellen. Eine Pestilenz geht um, sag ich Euch, irgendeine perfide Seuche aus dem Moenland.«

Gindorf witzelte über die Vorfälle und schüttelte sie von sich ab wie leichtes Geplänkel während eines Festmahls. Doch als er die Sorgen in Mirandus' Augen erkannte, bröckelte sein Humor.

»Es ist keine Seuche aus dem Moenland«, erklärte ihm der Magier.

»Was dann?« fragte der Statthalter neugierig. »Es ist doch nicht etwa ansteckend?«

»Habt Ihr das Pergament gelesen, welches ich Euch überreichen ließ?«

»Ich denke, das war wohl eher als Scherz gedacht«, lachte Gindorf und ließ das Schriftstück auf einer länglichen Tafel aufrollen. »Das ist jedenfalls nicht die Handschrift Attisans.«

»Es ist die Sprache der Hochelfen«, erklärte Mirandus.

»Der Hochelfen?« fragte der Statthalter amüsiert. »Euch ist aber wohl klar, dass weder ich noch andere Gelehrte ihrer mächtig ist?«

Natürlich, Mirandus hätte das wissen müssen. Er hatte in dem fiebrigen Zustand gestern Abend einfach nicht daran gedacht. Er bat um Verzeihung und schickte sich an, die Übersetzung des Textes nun vorzutragen:

*»Wenn der schwarze Schatten über die Länder rollt  
Wird das Licht vergehen  
Das Leben wird sterben  
Das Leblose bestehen  
Der Quell des Lichtes wird schwach sein und fliehen  
Und der Schatten wird Länder und Seen überziehen  
Er kommt – unausweichlich, nur fühlbar zuerst  
Doch sterben wird alles, wo der Schatten streift  
Das Licht verlischt  
Doch das Dunkle währt ewig  
Zu finden ist's dort, wo es kalt ist und neblig!«*

Gindorf runzelte angestrengt die Stirn, dies schien für ihn keinen Sinn zu ergeben. »Was denn für ein Schatten und welches Dunkel? Was faselt Ihr da?«

»Nicht nur Avatan wird von diesem unsichtbaren Übel heimgesucht, auch in Eldora verenden Bürger auf die gleiche rätselhafte Art und

Weise, ja selbst so einige Tiere, die ich auf dem Weg zu Euch erblickt habe, fanden einen höchst rätselhaften Tod. Und um mich wäre es ebenfalls beinahe geschehen.« Gindorf bekam große Augen. »Niemand ist vor der Dunkelheit gefeit, auch Ihr nicht. Wie ich sagte, sie kommt, unausweichlich.«

»Meister Mirandus, sprecht Klartext mit mir. Was denn für eine Dunkelheit? Etwa die Nacht? Die kam schon immer, und sie geht auch wieder.« Gindorf schien ein wenig unruhig zu werden.

»Ich spreche vom Schattenreich, der immerwährenden, endlosen Finsternis. In einem Punkt liegt Ihr nicht falsch: Es ist eine Seuche, wenn man es so nennen will. Doch sie kriecht nicht aus dem Moenland zu uns, sondern aus Bargûr.«

»Aus Bargûr? Aus dem Land des ewigen Nebels?« fragte der Statthalter und schüttelte ungläubig den Kopf, sein doppeltes Kinn schwabbelte von Backe zu Backe.

»Der Herrscher der Dunkelheit residiert dort«, erklärte Mirandus weiter. »Es scheint, als hätte er im Verborgenen ein Portal erschaffen, einen geheimen Zugang in unsere Welt. Und nun erweckt er die Schatten von Mensch und Tier zum Leben, was wiederum zum Tode der Träger führt.«

Gindorf wischte sich über die Stirn, auf der sich Schweißperlen angesammelt hatten. Aufregung überkam ihn und seine voluminösen Wangen vibrierten, denn er spürte, dass der Magier kurz davor war, etwas Folgenschweres aufzutischen. Es reizte ihn, mehr über dieses namenlose Dunkel zu erfahren und Mirandus berichtete ihm unter vier Augen die Deutungen des Orakels. Für Gindorf hörte sich das alles wie eine böse Hexenmär für unartige Kinder an, nur dass der Zauberer aus Eldora ihm versicherte, dass er mit solchen Dingen niemals scherzen würde.

Die sanguinische Stimmung des Statthalters raste talwärts. Er musste sich eingestehen, dass ihm die unerklärlichen Heimgänge in seiner Stadt mehr Sorge bereitet hatten, als er zugeben wollte und jetzt, nach dieser demoralisierenden Unterrichtung, war ihm erst recht bange. Er brauchte eine Schüssel Wasser für sein Gesicht, bevor er weiterreden konnte.

»Wie kann ich mich vor diesem Feind schützen?«

»Gar nicht! Ehe Ihr merkt, dass Euer Kopf schwummrig und Eure Gedanken konfus werden, kursiert längst das schwarze Gift in Eurem Körper.«

Mirandus sah Gindorf eindringlich an: »Statthalter von Avatan, mir müssen uns rüsten. Die Streitmacht Attisans wird in Bälde in Nostrien eintreffen und bis dahin solltet auch Ihr die Mobilmachung aller Einsatzkräfte befehlen. Ein Marsch auf Bargûr ist unausweichlich. Ihr müsst mir vertrauen, setzt Eure Truppen in Bereitschaft!«

Gindorf schloss die Augen, sein Herz klopfte. »Wenn uns wahrhaftig bevorsteht, was Euch das Orakel prophezeite, Meister des Feuers, dann ist es vorbei mit unserem Frieden.«

»Ich habe leider keine erfreulichere Nachricht«, bestätigte Mirandus. »Uns erwartet Krieg!«